

auge

AMT und GEMEINDE 03_2023

Zeitschrift für evangelisch-theologische Impulse & Diskurse

72. Jahrgang | € 6,-



Verzicht



141 **Editorial**
Eva Harasta

145 **Wie hört man eigentlich etwas auf – in Kirche?
Anfängliche Überlegungen zu einem dringlichen
Thema**
Patrick Todjeras

155 **Geht es auch ohne mich? Und wenn ja, warum?
Anthropologische und pastoraltheologische
Überlegungen zur (Un-)Verzichtbarkeit von
Pfarrer*innen**
Johannes M. Modeß

Plädoyers aus der Praxis

165 **Sind Sie Generation Thermoskanne oder Genera-
tion Siebträgermaschine?**
Anne-Sofie Neumann

168 **Verzichtbar: Patriarchale Rollenbilder im Pfarr-
beruf und ungerechte Strukturen in der
Kirche**
Katharina Payk

170 **Stellenprofil „Gemeindemanagerin“.
Ein Erfahrungsbericht aus der Pfarrgemeinde
Innsbruck-Christuskirche**
Ulrike Swoboda und Katharina Nemeč

175 **Gotteshaus und touristische Attraktion.
160 Jahre Christuskirche Hallstatt**
Dankfried Kirsch

Impressum und Offenlegung gem. § 25 Mediengesetz

Medieninhaber: Evangelische Kirche A. B. in Österreich.

Herausgeber: Bischof Michael Chalupka.

Redaktion: Dr.ⁱⁿ Eva Harasta (Leitung), Dr.ⁱⁿ Clarissa Breu, Dr. Wolfgang Ernst,
Dr. Bernhard Lauxmann, Dr. Johannes M. Modeß, Mag.^a Romana Schusser.

Zusammenstellung dieses Heftes: Dr.ⁱⁿ Clarissa Breu, Dr. Johannes M. Modeß

Grafik: Heidrun Kogler · **Satz:** Mag.^a Hilde Matouschek

Druck: Claus Thienel, Druckim12ten, 1120 Wien; gedruckt auf Recyclingpapier
mit Pflanzenölfarben.

Titelfoto: © istockphoto | AntonioSolano

Erscheinung: vier Mal im Jahr

Jahresbezugspreis: € 19,-; Einzelheft: € 6,-

Adresse: Severin-Schreiber-Gasse 1-3, 1180 Wien

E-Mail: aundg@evang.at

ISSN 1680-4015

Blattlinie: „Amt und Gemeinde“ versteht sich als theologische Zeitschrift, die
Pfarrer*innen, Lehrer*innen und alle Interessierte über den neuesten Stand
theologischer Forschung und Praxis in den Evangelischen Kirchen in Österreich
und in anderen christlichen Kirchen informieren will.

Für Bestellungen ist der Evangelische Pressedienst erreichbar
(epd@evang.at; +43 1 7125461).



gedruckt nach der Richtlinie „Druckerzeugnisse“
des Österreichischen Umweltzeichens,
UW 1109 Claus Thienel, Druckim12ten, 1120 Wien

Pro und Contra: Predigt

- 181 **Schafft die Predigt ab**
Hanna Jacobs
- 184 **Unverzichtbar – aber nicht unwandelbar!**
Ein Plädoyer für die Zukunft der Predigt
Nele Chiara Neidiger

Pro und Contra: Alte Sprachen im Theologiestudium

- 187 **Ohne alte Sprachen keine zeitgemäße Theologie**
Philipp A. Pilhofer
- 190 **Ist das Theologie oder kann das weg?**
Impulse für ein zeitgemäßes Theologiestudium
Jonas Simmerlein

Ein homiletischer Impuls zum Schluss

- 193 **Genug ist genug. Predigt für den Buß- und Bettag**
Roland Kupski
-
- 198 **Biogramme**

Editorial

Eva Harasta

Liebe Leserin, lieber Leser,

ein Gespenst geht um in unserer Kirche – das Gespenst der Zukunftsangst. Ich höre sein Ächzen in Gremiensitzungen. Ich spüre, wie es in kollegialen Gesprächen mit kalten Fingern mein Herz angreift. Vor kurzem sah ich es aus dem Augenwinkel fast über leere Kirchenbänke huschen. Manchmal erscheint es mir riesig, als würde es sich über den ganzen Horizont breiten, drohend wie die kanadischen Rauchwolken im Sommer 2023. Dann erinnere ich mich an mein Studium Mitte der 1990er Jahre, als die Fakultät noch am Rooseveltplatz hinter der Votivkirche residierte und die Hörsäle knarrend-quietschendes Parkett aufwiesen. Damals hörte ich öfter: „Wieso studiert Ihr noch Theologie? Die Kirche wird es doch in spätestens 20 Jahren gar nicht mehr geben!“ Jünger und unverfrorener als heute, belächelte ich damals solche Unkenrufe. *Si Deus pro nobis, quis contra nos!*

Älter und vielleicht verfrorener, wie ich heute bin, frage ich: Warst Du das etwa damals schon, erschreckliches Gespenst? Respekt. Allerdings erinnere ich mich nicht, dass Du damals den ganzen Horizont bedecken konntest. Wie hätte ich Dich sonst belächeln können? Aber wie bist Du nur so stattlich angewachsen? Moment, die Stimme ist höchst hohl und höhnisch, schwer zu verste-

hen, was höre ich da? Mit unseren beharrlichen Anrufungen hätten wir Dich fein umsorgt und gefüttert? Was für eine verrückte Idee. Heb Dich weg, Schreck.

Dieses Heft pflegt (anders als die letzten Absätze) einen nüchternen Umgang mit den Zukunftsängsten, die in unserer Kirche durch Mitglieder- und Ressourcenschwund entfesselt sind. Es stellt sich der Frage: Was ist verzichtbar in unserer Kirche? Unserer Zeitschrift gemäß stellt das Heft die Frage als *theologische* Frage. Denn theologische Kriterien leiten *alle* Antworten auf die Frage, auch wenn sie nicht offengelegt werden. Es ist hoch an die Zeit, dazu in Austausch zu kommen. Welche theologischen Gründe sprechen dafür oder dagegen, Pfarrstellen in Pfarngemeinden als das Wichtigste in der Kirche zu betrachten? Welche theologischen Gründe sprechen dafür oder dagegen, die evangelische Kirche in Österreich auch als ein landesweites Ganzes zu verstehen und zu pflegen? (Diese beiden beispielhaft hervorgezogen aus der Fülle der Fragen, die sich in unserer Lage stellen.)

Clarissa Breu und Johannes M. Modeß haben dieses Heft konzipiert.

Wie schwer man sich grundsätzlich in kirchlichen Kontexten mit dem Verzicht tut, führt *Patrick Todjeras* vor Augen: Er hebt hervor, dass es bisher kaum praktisch-theologische Konzepte zum „Aufhören“ gibt, also keine Ansätze dafür, dass Innovation in einem Bereich notwendigerweise ein Verzichten in einem anderen Bereich mit sich bringt. Todjeras skizziert am aktuell erst sich etablierenden Begriff „Exnovation“, wie man hier

Am Ende dieses Editorials nehme ich mir die Freiheit für einen Hinweis in eigener Sache: Ab 9. Oktober 2023 werde ich im Übergang sein zum Lutherischen Weltbund. Ich trete – zunächst bis 31.12. zu 50 %, dann ab 1.1.2024 zu 100 % – meine neue Stelle als „Program Executive for Global Lutheran Theology“ in Genf an. Mein Gehalt, das sei hier in diesem

Heft, das von den Sparsorgen angestoßen wurde, extra vermerkt, wird auf dieser Stelle der Lutherische Weltbund, nicht die österreichische Kirche bezahlen. Unserer Kirche bleibe ich verbunden. Noch immer hat es mich früher oder später in sie zurückgezogen. – Und unser feines *auge* wird auch diese Veränderung gut überstehen, da bin ich mir sicher. –

Wie hört man eigentlich etwas auf – in Kirche?

Anfängliche Überlegungen zu einem dringlichen Thema

Patrick Todjeras

Wer A sagt, muss auch B sagen. So heißt das Sprichwort und beschreibt damit Pfadabhängigkeiten. Das Thema, um das ich kreise, steht in einer solchen Pfadabhängigkeit.

Jene (evangelischen und katholischen) Kirchen, die gegenwärtig entweder mit Strukturprozessen beschäftigt sind (zum Beispiel unsere Schwesterkirche, die Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern, mit „PUK – Profil und Konzentration“) oder mit innovativen und erprobenden Formen geistlichen und gemeindlichen Lebens (unter anderem: Evangelisch-Lutherische Landeskirche Sachsens, Evangelische Kirche in Mitteldeutschland, Evangelische Landeskirche in Württemberg, Evangelische Kirche im Rheinland – und auch die Evangelische Kirche A. B. in Österreich), stehen vor der Herausforderung, die kirchen- und gemeindeentwickelnden Erkenntnisse mit der Steuerung der vorhandenen Ressourcen in Einklang zu bringen.¹ In

diesem Zusammenhang tauchen unter anderem die zentralen Fragen auf, nach welchen Kriterien entschieden werden, wie der Um- oder Rückbau erfolgen beziehungsweise zu wessen Gunsten nun innoviert werden soll. Darin wird virulent diskutiert: Was ist *notwendig* für kirchliches Leben, was ist *verzichtbar*?

Die scheinbar klare Pfadabhängigkeit, dass jeder Anfang oder jede Entscheidung an *einer* Stelle ein Beenden an einer *anderen* Stelle mit sich bringt, ist bisher weder kirchentheoretisch umrissen, noch gibt es dafür konzeptionelle Vor-

¹ Das beschreibt Steffen Bauer in der Sichtung gegenwärtiger Kirchenentwicklungsprozesse im deutschsprachigen Raum auch als eine der notwendigen Herausforderungen, die noch nicht gelöst sind. Vgl. Bauer, Steffen: Landeskirchen unterwegs. In: Kirche der Menschen, 3.1.2023, kirchedermenschen.de/post/landeskirchen-unterwegs (abgerufen 22.3.2023).

schläge.² Anders formuliert: Wie geht De-Cluttering (etwa nach Marie Kondō) in Kirche? Steffen Bauer, Spezialist für Kirchenentwicklungsprozesse in der EKD, formuliert zwar „Exnovation ist das Gebot der Stunde“, doch auch in seinem die deutschsprachigen Kirchenentwicklungsprozesse aufgreifenden Buch bleibt es eigentlich nur ein Appell.³ Neuland also.

Dennoch: Seit einiger Zeit taucht in der deutschsprachigen Kirchenentwicklung ein Diskurs auf, der mit den derzeit prominenten Begriffen wie „Innovation“ und „Erproben“ noch nicht konzeptuell-inhaltlich verbunden scheint: Exnovation. „Innovation“ ist seit einigen Jahren in der deutschsprachigen Kirchenlandschaft eine Art Hoffnungsbegriff. Darum soll es hier nicht gehen. Sondern um das notwendige „B“, also um das, was damit zwangsläufig verbunden

ist, wenn sich auf der einen Seite „Neues“ etabliert: das Beenden, Auslagern oder Ruhenlassen von Projekten, Arbeitszweigen oder Handlungsmustern.

Die folgenden Überlegungen sollen eine explorative Annäherung sein. Wie können wir uns dem Beenden, dem absichtsvollen Entscheiden „gegen etwas“, dem „zu Grabe tragen“ von gemeindlichen und kirchlichen Handlungsmustern und Angeboten nähern?

Es soll zuerst der in der Innovations- und Transformationsforschung etablierte Begriff „Exnovation“ vorgestellt werden. Sodann erfolgen einige Reflexionen aus praktisch-theologischer Perspektive und schließlich kriteriologische Gedanken zu Exnovation.

I Ein fremder Begriff und seine Anschlussmöglichkeiten

Der Begriff „Exnovation“ stammt aus der Innovations- und Transformationsforschung sowie der Makroökonomie und hat in jüngster Zeit in soziotechnischen Übergängen (zum Beispiel Energiewende) an Aufmerksamkeit gewonnen.⁴ Er beschreibt „den Prozess, bei dem eine Organisation beschließt, sich von einer Innovation zu trennen, die sie zuvor angenommen hatte“⁵. John Kimberly und andere zeigen, dass Exnovation nicht das Gegenteil von Innovation ist, sondern integraler Bestandteil davon sein kann.⁶ In den folgenden Überlegungen geht es also konkret um das bewusste, gesteuerte Beenden zugunsten einer vielversprechenden, hoffnungsvolleren Alternative.⁷ Dies kann aus verschiedenen

Fragerichtungen angegangen werden: Was lassen wir künftig? Was reduzieren wir? Was vereinfachen wir? Was geben wir an andere ab?

Der Zusammenhang scheint auf der Hand zu liegen: Neues kann sich nur entfalten, wenn es entsprechend Raum bekommt. Exnovation ist die gesunde und nachhaltige „Schwester“ der Innovation. Anstatt immer mehr Neues auf das Bestehende loszulassen, regt Exnovation an, über das bewusste Weglassen nachzudenken. Es geht hier also nicht um die Verdrängung des Alten durch das Neue, sondern das bewusste, aktive Abschaffen nicht mehr wirksamer Prozesse, Strukturen oder Produkte. Dazu heißt es: „Die „Einführung des Neuen“ ohne die „Ausführung des Alten“ (Exnovation) zu denken, verschleiert aber den Blick auf die Komplexität vieler Veränderungsprozesse, mit denen sich moderne Gesellschaften momentan konfrontiert sehen.“⁸

Exnovation taucht also zwangsläufig dort auf, wo Innovation das Thema ist, im besten Fall wird ein fruchtbarer Zusammenhang konstatiert. Also wer das eine will, muss auch das andere tun beziehungsweise bedingt das eine das andere. Exnovation kann somit auch als eine Qualität von Nachhaltigkeitsinnovation gesehen werden, wie Cordula Kropp formuliert:

„Konzeptionell können Exnovationen ein Merkmal und Ergebnis von Innovationsprozessen sein: Innovationen erweitern die bestehenden Handlungsmöglichkeiten durch zeitlich, sachlich und/oder sozial neuartige Optionen als ein diskontinu-

ierlicher Modus der Veränderung, durch den veränderte Praktiken und Problemlösungsroutinen aus neuartigen oder neu kombinierten Herangehensweisen entstehen [...]. Das Medium der Veränderung können technisch, organisatorisch, sozial oder semantisch vorangetriebene Neu-Arrangements sein, die zu neuartigen Produkten, Prozessen, Beziehungen oder Codierungen führen. Als Exnovationen werden jene Fälle bezeichnet, die das Bestehende durch einen Ersatz von Optionen (*Substitution*) oder durch ihre vollständige Entfernung verändern.“⁹

Exnovation wird als Prozess verstanden, in dem etwas Bestehendes (Produkte, Verhaltensweisen, Branchen oder Technologien) vollständig aus einem System geführt wird. Dabei steht der Nutzen eines Vorgangs sowie dessen Verantwortbarkeit im Vordergrund. Exnovation ist im Bereich der Umweltpolitik hoch relevant geworden, zum Beispiel die Exnovation des Verbrennungsmotors aus der Automobilindustrie.

Im Folgenden werden intendierte oder forcierte Exnovationsprozesse in den Blick genommen (daneben gibt es auch unbeabsichtigte).¹⁰ Diese können politisch oder anderweitig motiviert sein.

² Die gleiche Spannung eröffnet sich, wenn im Rückbau gemeindlichen Lebens und kirchlicher Strukturen entschieden werden muss, was bestehen bleibt und was aufgegeben werden muss.

³ Vgl. Bauer, Steffen: Kirche der Menschen zuversichtlich, mutig, beidhändig ermöglichen. *Oer-Erkenntnis* 2022, 147–152.

⁴ Vgl. Hartley, Jean/Knell, Laurence: Innovation, exnovation and intelligent failure. In: *Public Money & Management* 42/1 (2022), 40–48.

⁵ Kimberly, John R. / Evanisko, Michael J.: Organizational Innovation. In: *The Academy of Management Journal* 24/4 (1981), 689–713: 710.

⁶ Es ist anzumerken, dass Exnovation auch ohne Scheitern auftreten kann, was jedoch ein Grund für ihren Einsatz sein kann.

⁷ Es geht hier also nicht um die Akzeptanz von Scheitern und einer fehlerfreundlichen Kultur oder die Adaption von Produkten und Handlungsmustern.

⁸ Arnold, Annika / David, Martin / Hanke, Gerolf / Sonnberger, Marco (Hg.): *Innovation – Exnovation. Ökologie und Wirtschaftsforschung* 99. Marburg 2015.

⁹ Kropp, Cordula: *Exnovation – Nachhaltige Innovation als Prozesse der Abschaffung*. In: Arnold, Annika / David, Martin / Hanke, Gerolf / Sonnberger, Marco (Hg.), *Innovation – Exnovation. Ökologie und Wirtschaftsforschung* 99. Marburg 2015, 13–34: 3.

II Etwas beenden – so ganz normal ... nur nicht in Kirche

Besonders über die Entrepreneur- und Innovationsforschung scheint der Begriff und die Sache „Exnovation“ in der Pastoral und der Kirchenentwicklung ihren Platz zu finden.¹¹ Überblickt man die Verweise auf den Begriff und dieses (durchaus) notwendige Handeln in Veränderungsprozessen, dann liest man häufig, dass man Platz brauche zum Abschiednehmen, Trauer solle zugelassen werden, Führungsentscheidungen seien dafür nötig. Dabei scheint es eine reibungslose Übertragung des Begriffs und der Sache aus der Innovationsforschung in die Kirchenentwicklung zu geben. Sandra Bils fordert etwa für eine fruchtbare Ekklesiologie der Zukunft (besonders jene, die durch die Coronapandemie gerüttelt ist):

„Eine exnovierende Grundhaltung hilft somit, das System auszumisten und dadurch handlungsfähig zu bleiben. Im kirchlichen Bereich könnte sie unterstützen, dem traditionellen Erbe gerecht zu werden, indem durch Läuterungsprozesse eine gewisse Patina an Folklore und Gewohnheit kritisch hinterfragt wird und dadurch eine spezifischere Profilierung möglich wäre. Die zusätzlich damit einhergehende Ressourcenersparnis wird in den anstehenden Veränderungsprozessen dringend benötigt.“¹²

So sehr ihrem Argument zuzustimmen ist (was viele Kirchen- und Gemeindeentwicklungsansätze auch tun)¹³, so fällt auf, wie leichtfüßig eine nutzer*innen-zentrierte Argumentation für kirchliches Handeln angewendet wird und die Gefahr besteht, dass „das Ausmisten“ zu einem eingängigen doch unkonkreten Schlagwort verkommt.

Wenn Exnovation Etabliertes hinsichtlich seines Nutzens und weiteren Verantwortbarkeit prüft, muss darüber nachgedacht werden, ob und inwiefern es eine verantwortete theologische Sprache von „Nutzen“ gibt. Hier wird eine heikle Flanke aufgemacht, denn über Nutzen zu sprechen, ist in den Kirchen

ungewohnt und „gefährlich“.¹⁴ Dort gibt es noch immer eine starke (leider vereinfachte) ökonomiekritische Sicht auf kirchliche Reformbemühungen und kirchliches Handeln insgesamt. Neuerdings taucht ein sprachverwandter Begriff fast inflationär auf, wenn über „Wirkungsorientierung“ gesprochen wird.

An dieser Stelle kann nur auf das Verständigungsproblem hingewiesen werden, das bearbeitet werden muss: Bislang gibt es wenig hilfreiche Orientierungspunkte (die natürlich in Spannung stehen müssen), um weder das unverfügbare Handeln Gottes zu untergraben noch sich darauf „auszurufen“ (und gewollte Folgewirkungen auszublenken); um weder die Frage nach dem intendierten und erkennbaren Nutzen gemeindlicher Angebote wahrzunehmen und absichtsvoll zu gestalten noch in eine reine verfügbare Erfolgsorientierung „zu rutschen“.¹⁵ Das kann hier nur angedeutet werden und benötigt einen breiteren Diskursraum als jenen der Innovation und des Erprobens in der Kirche, da hier Grundfragen kirchlichen Handelns und Lebens angesprochen werden, wenn Qualitätsmessung, Controlling, Wirkungsorientierung und so weiter angedeutet werden.¹⁶ Hilfreich sind Kolja Koenigers Überlegungen einer güterethischen Reflexion kirchlichen Leitungshandelns, das nach erhofften und messbaren Gütern einer Leitungspraxis fragt.¹⁷ Er spricht von erhofften „Gütern“, genauer „Gütersphären“, die zur Abwägung des kirchenleitenden Handelns dienen sollen, und trägt zu einer angemessenen theologischen Rede

(„gute Werke“) einer wirkungsspezifischen Reflexion bei.

III Ein praktisch-theologischer Zwischenschritt

Geht man auf die Suche nach theologischen und praktisch-theologischen Begründungszusammenhängen von Exnovation, insbesondere im Bereich der Kirchen- und Gemeindeentwicklung, wird man schnell ernüchtert. Ein Blick in die Handbücher zu Kirchenentwicklung lässt umso mehr erstaunen, dass weder das *Handbuch für Kirchen- und Gemeindeentwicklung* noch das *Handbuch Kirche und Regionalentwicklung* das Thema des „gezielten Ausmistens“ (wie dies Sandra Bils pointiert sagt) behandeln.¹⁸ Fündig wird man eher in der stark durch die Entrepreneurforschung geprägten Pionier*innen- und Gründer*innenlitera-

10 In der sogenannten „Transition“-Literatur wird forcierte Exnovation beschrieben: „Es handelt sich also um Technologien und Produkte, die ökonomisch funktionieren, teilweise unterstützt durch Subventionen, aber aus Gründen ökologischer Nachhaltigkeit beendet werden sollten.“ Heyen, Dirk Arne: Politische Gestaltung von Exnovation. In: *Ökologisches Wirtschaften* 32/1 (2017), 30–35; 30.

11 Vgl. Sobetzko, Florian / Hahmann, Ursula: Die Ecclesiopreneurship Canvas. In: *futur2* 01/2016, futur2.org/article/die-ecclesiopreneurship-canvas (abgerufen 7.3.2022).

12 Bils, Sandra: Vom Kern her denken. Wie sich die Kirche in und durch Corona-Zeiten entwickelt. In: *Zeitzeichen* 22/2 (2021), 18–20; 20.

13 Prominent und relativ früh ist dies sicherlich bei Michael Herbst mit seinem Votum „Abschied vom Vollprogramm“ oder „Prioritäten und Posterioritäten“ zu finden. Herbst, Michael: *Missionarischer Gemeindeaufbau in der Volkskirche*. BEGB 8. Neukirchen-Vluyn 20105, 309f.

14 Siehe hierzu die Zusammenfassung in Koeniger, Kolja: *Gütersphären kirchlicher Leitung*. Leipzig 2022, 149–173.

15 Schnell wird deutlich, dass die Problematik komplex ist und die Frage der Wirkungsebene nicht ohne Weiteres auf einen theologischen Begriff gebracht werden kann.

16 Das ist nicht neu und wurde etwa in der Homiletik Fendlers in den 1980er-Jahren hinsichtlich des Gottesdienstes exemplarisch besprochen. Vgl. Fendler, Folkert / Binder, Christian / Gattwinkel, Hilmar: *Handbuch Gottesdienstqualität. Kirche im Aufbruch* 22. Leipzig 2017. Der größere Zusammenhang, der sich hier auftut, der ebenfalls Beachtung verdient, ist die Messbarkeit gemeindlichen Lebens.

17 Siehe Koeniger (2022).

18 Vgl. Kunz, Ralph / Schlag, Thomas: *Handbuch für Kirchen- und Gemeindeentwicklung*. Neukirchen-Vluyn 2014; Ebert, Christhard / Pompe, Hans-Hermann: *Handbuch Kirche und Regionalentwicklung. Kirche im Aufbruch* 11. Leipzig 2014.

tur, etwa im Gründer*innenhandbuch für pastorale Start-ups und Innovationsprojekte.¹⁹ Aber auch hier wird Exnovation vorwiegend im Modus eines Entdeckungszusammenhangs behandelt und die Frage nach der Übertragungsmöglichkeit und ihren Grenzen bleibt unbeantwortet. Mit der Entdeckung und Betonung des Abschiednehmens von kirchlichen Programmen und des Zu-Ende-Bringens von kirchlichen Produkten ist noch keine theologische Begründung gegeben. Auffallend ist für das eben erwähnte Handbuch, dass mehrfach deziert von einer „Theologie und Spiritualität des Anfangs“²⁰ gesprochen wird. Es lässt sich fragen: Wie sähen eine Theologie und Spiritualität des Endes aus?

Das kürzlich auf Deutsch erschienene Buch des englischen Theologen George

Lings „Kirche wächst! Gemeinde als Organismus“ behandelt die Thematik in Kapitel sechs.²¹ Hinsichtlich einer sich reproduzierenden/multiplizierenden Gemeinde meint George Lings: „Der Tod, der zum Leben führt, ist normal und typisch“²². Das alles meint die geistliche Dimension der Nachfolge, wie sie mit Joh 12 und 1Kor 15 ausgedrückt wird. Das Bild des Sämanns und die Wendung von Paulus „Was du säst, wird nicht lebendig, wenn es nicht stirbt“²³ werden mit den johanneischen Worten verwoben: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und erstirbt, bleibt es allein; wenn es aber erstirbt, bringt es viel Frucht.“²⁴ Diese Worte, die auf eine kostbare und kostspielige Christus-Nachfolge verweisen, werden auch auf das Leben der Gemeinde übertragen (ebenso in den anglikanischen Ausführungen und Rezeptionstraditionen).²⁵ Besonders in der anglikanischen Literatur wird dieses Bild im Rahmen eines notwendigen Sich-Einlassens auf die Kultur und den Kontext interpretiert, ein aufopferungsvolles Dasein in der Welt.

Können diese allgemein-theologischen Hinweise eine Hilfe sein, um kirchliche Angebote zu beenden?

Wenn man in die deutschsprachige Landschaft blickt, würde man in den innovativen Prozessen auch Impulse zu Exnovation erhoffen. Diese bleiben aber aus, abgesehen von einigen wenigen Hinweisen, wie etwa, dass Innovation bedeute, sich gegen Bestehendes zu entscheiden.²⁶ Ebenso ist Holger Pykas Votum einer notwendig zu entwickel-

den „Palliativen Ekklesiologie“ zu verstehen.²⁷

Auffallend ist, dass die theologischen Begründungszusammenhänge fehlen, so sehr es einsichtig ist, dass auch kirchliches Handeln nicht nur einen Anfang hat, sondern auch ein Ende. Eine besondere Perspektive wird jedoch in der theologischen Deutung einer Kirche sichtbar, die eine Art inneren Sterbeprozess durchläuft, weil vormals selbstverständliche Angebote bröckeln. Weil Kirche unter dem äußeren Druck Verlust- und Entfremdungsprozesse erlebt, wird dies etwa als „geistlicher Sterbeprozess“ beschrieben – und die johanneische (christologische) Formel des Weizenkorns auf Kirche übertragen. „Das Weizenkorn, das in die Erde fällt und stirbt, bringt viel Frucht. Ich glaube, dass wir noch davor stehen, miteinander geistlich zu bedenken, was es bedeutet, als Kirche zu sterben. Alter Macht, alter Bedeutung, alten Einflusses, alter Größe, alter Kommunikationsstrukturen, alter Gemeindeformen zu sterben und bereit zu sein für die Frucht, die daraus wachsen kann. Anders gesagt: Erneuerung gibt es zuweilen nur aus der Bereitschaft zu sterben – und zu etwas Neuem erweckt zu werden.“²⁸ So auch bei George Lings: „Wer zur Teilnahme am Geburtsprozess junger Kirchen berufen ist, sollte manches Sterben erwarten. Man verliert Beziehungen mit Menschen in der Muttergemeinde. Man muss bereit sein, die eigenen Vorstellungen von kirchlicher Arbeit aufzugeben, um mit den Menschen, zu denen man gesandt wird, eine neue Form von Kirche am neuen Ort zu

erfinden. Man muss vielleicht sogar der Erwartung sterben, den ganzen Prozess leiten zu können, da dieser seine eigene Energie und Entwicklung haben wird.“²⁹

Aber auch hier wird – selbst wenn es eine notwendige Perspektive ist – nicht das aktive, entschiedene Handeln der Kirche beschrieben, sondern ein ihr zufallendes, schicksalhaftes Ergehen (das sie erwarten soll), das Kirche nun als geistlichen Prozess verstehen soll. Diesen Prozess beschreibt etwa Oliver Albrecht als eine „Zeit der Schmerzen“, die im Glauben und biografisch auszuhalten ist.³⁰ So wichtig das ist, so sehr

19 Vgl. Sobetzko, Florian / Sellmann, Matthias: *Gründer*innen Handbuch für pastorale Start-ups und Innovationsprojekte*. Würzburg 2017, 312–316.

20 Sobetzko / Sellmann (2017), 326f.

21 Siehe Lings, George: *Kirche wächst! Gemeinde als Organismus*. In: Müller, Sabrina/Todjeras, Patrick/Reppenhausen, Martin (Hg.), *BEG Praxis*. Neukirchen-Vluyn 2021, 121–134.

22 Lings (2021), 124.

23 1 Kor 15,36.

24 Joh 12,24.

25 Vgl. dazu Lings (2021), 124f.

26 Siehe Pohl-Patalong, Uta: *Kirche in neuen Formen*. In: Schlegel, Thomas / Kleemann, Juliane (Hg.), *Erprobungsräume. midikontur 2*. Leipzig 2021, 450–467. Siehe auch den Kommentar von Oliver Albrecht: „Wir verlieren auf allen Ebenen zurzeit zu viel Energie dadurch, dass wir Dinge nicht lassen können, sie nicht in Würde und mit Anstand beerdigen.“ Albrecht, Oliver: *Nachkonstantinische Impulse*. In: Hofmeister, Georg / Witt, Carla J. u. a. (Hg.), *Kirche neu denken – Kirche erproben*. *SI-Diskurse 5*. Leipzig 2023, 165–178: 167.

27 Vgl. Pyka, Holger: *Bescheidenheit als Leitmotiv der künftigen Kirche. Perspektiven einer „palliativen Ekklesiologie“*. In: *PrTh 57/2* (2022), 94–99: 95.

28 Herbst, Michael: *Und nun, Ecclesia? Eine zusammenfassende Betrachtung zum Symposium „Kirche[n] gestalten“*. In: Koeniger, Kolja / Monsees, Jens (Hg.), *Kirche[n]gestalten*. BEGB 26. Göttingen 2019, 305–318: 314. Ähnlich: „Es stellt sich uns die Frage, ob wir bereit sind, in ein Sterben einzuwilligen, das neuem Leben vorausgeht. Das Weizenkorn, das nicht in die Erde fällt und stirbt, bleibt allein, sagt Jesus, aber das Weizenkorn, das stirbt, das man begräbt und beerdigt, das bringt viel Frucht (nach Joh 12,24). [...] Sie [die Gemeinde] stirbt dem eigenen Bestreben ab, vor allem an der Selbsterhaltung interessiert zu sein. Stattdessen fragt sie, wie sie mit anderen und für andere im Namen Jesu diesem Ort dienen und zum Segen werden kann. Sie stirbt den eigenen Vorlieben, Gewohnheiten, Liturgien ab, bis eine neue Gemeinde aus diesem Boden hervorwächst, eine Gemeinde, in der vielleicht vieles anders ist, die aber doch erkennbar eine Gemeinschaft von Menschen ist, die Jesus lieben und nachfolgen.“ Herbst, Michael: *Aufbruch im Umbruch. Beiträge zu aktuellen Fragen der Kirchentheorie*. BEGB 24. Göttingen 2018, 71. Vgl. die Wendung „Weizenkornwege wagen“ im Vortrag von Krause, Burghard: *Glänzende Aussichten?! Hannover 5.3.2014*, 3; online: [kirchehochzwei.v2.hkdh.de/cms/sites/default/files/krause.glaenzende_aussichten_missionarisch_volkskirche_sein.pdf](https://www.kirchehochzwei.v2.hkdh.de/cms/sites/default/files/krause.glaenzende_aussichten_missionarisch_volkskirche_sein.pdf).

29 Lings (2021), 126f.

30 Vgl. Albrecht (2023), 168.

beschreibt es eher eine theologische Hintergrundfolie, um mit Abbrüchen, Niederlagen und Schließungsprozessen umgehen zu können. Eine konkrete Hilfestellung, um das gemeindliche Handeln nach Notwendigem und Verzichtbarem zu prüfen, wird hier nicht gegeben.

Ein Blick in andere kirchenentwickelnde Zusammenhänge lässt eine andere Schwerpunktsetzung deutlich werden: Es werden notwendige Angebotsreduktionen unter anderen Stichworten verhandelt, etwa „Konzentration auf das Wesentliche“, Priorisierung pastoraler Handlungen, „Weniger ist mehr“, Entlastung oder andere Begriffe. So taucht der Zusammenhang, etwas beenden zu sollen oder müssen, eher im Diskurs zu Aufgaben im Pfarralltag und der Arbeitszufriedenheit von Pfarrpersonen (Burnout) auf als in der Gemeindegründungsliteratur oder Kirchen- und Gemeindeentwicklung.

IV Bisheriger Ertrag

Wenn man den Impulsen aus der Nachbarwissenschaft Innovationsforschung folgt, dann gehört Exnovation ebenso zu einer gesunden Organisation wie Innovation. Vielleicht ist sie in den Zeiten des Wachstums der Kirchen nach dem Zweiten Weltkrieg durch Zuwanderungen, Gemeindegründungen, Differenzierung und Pluralisierung der Handlungsfelder als ein schlicht natürlicher und gesundheitsfördernder Vorgang in Organisationen in Vergessenheit geraten. Man konnte es sich schlicht leisten, immer neue Wege zu beschreiten, ohne Mecha-

nismen und Theologien der Exnovation zu entwickeln. Steht eine westliche Kirche nun vor der Aufgabe, ihr Kirche-Sein im Fokus auf das Unverzichtbare theologisch neu zu denken, dann werden inhaltliche Begründungsmuster debattiert und geprüft werden müssen.

Exnovierende Prozesse bedürfen Leitungsentscheidungen und erfordern intentionales Handeln.

Die (zumindest) vier Fragerichtungen exnovierenden Handelns regen an, sich über das Gemeinde- und Kirchenbild zu verständigen und zu fragen, was für eine Gemeinschaft unverzichtbar ist und worin sie unvertretbar ist: *Was lassen wir künftig? Was reduzieren wir? Was vereinfachen wir? Was geben wir an andere ab?*

V Vorsichtige Spuren

Die Leitfrage lautet: Wie hört man eigentlich etwas auf – in Kirche? Diese Frage wurde unter Einbeziehung eines gegenwärtig häufig vorkommenden Konzepts etwas ausgemalt. Offen blieb aber bisher, welche theologische Sprache uns hilft, Themen der Konzentration, des Fokus, des gezielten und absichtsvollen Beendens zu bearbeiten. Dabei tragen der Begriff und dessen Übertragung in die Kirchenentwicklung dazu bei, über einen verantwortbaren Nutzen nachzudenken, also im weiteren Sinn über Relevanz und Resonanz. Das ist zweifelsohne eine wichtige Spur, gemeindliches Handeln güterethisch zu reflektieren. Daneben gibt es aber andere hilfreiche biblisch-theologische Spuren, die hier zumindest angedeutet werden sollen.

Da ist die Weizenkorn-Metapher, wie sie gegenwärtig in der Literatur vorkommt, um in einem unweigerlichen Schwund oder in einer Resonanzarmut gemeindlichen Tuns einen geistlichen Prozess zu erkennen.³¹ Sie ist hilfreich, um Kirche im Kontext eines größeren (eschatologischen) Horizonts einzuzeichnen und eine *ars moriendi* einzuüben. Holger Pyka weist darauf hin, dass Kirche hier einer „soteriologischen Fehleinschätzung“ gefolgt sein könnte, wenn sie nämlich durch Macht, Besitz und Einfluss – verhaltenstherapeutisch als Wertbeimessungsstörung – in die Irre gegangen sein könnte.³² Es kann hilfreich sein, den vorläufigen Charakter (in ihrer Gestalt) von Kirche im Konkreten wieder einzuüben.³³

Holger Pyka weist auf einen weiteren – bislang unterbelichteten – Punkt hin: Bescheidenheit als innere Begründung für Abschiedsprozesse. Er verbindet zwei Perspektiven von Bescheidenheit:

„Eine bescheidene Kirche ist eine Kirche, die Bescheid weiß, die sich ihrer Ressourcen und ihrer Grenzen bewusst ist und entscheiden kann, was wichtig ist und was nicht. Erst vor diesem Hintergrund kann deutlich werden, was Bescheidenheit im zweiten, weiter verbreiteten Wortsinn konkret meint: Im Sinne von *moderatio* oder *modestia* geht es um Mäßigung, um die „Tugend des rechten Maßes“, und zwar nicht nur mit Blick auf materiellen und immateriellen Besitz, sondern auch mit Blick auf Auftreten und Anspruch, die geprägt sind von einer „inneren Überlegenheit über die äußere Situation“.“³⁴

Seine Argumentation orientiert sich daran, für Menschen zugänglich zu sein und einen Zugang zum Evangelium zu ermöglichen. Er sagt über Formen und Strukturen:

„Welchen davon wird ein zukünftiger objektiver Nutzwert unterstellt, obwohl es sich allenfalls um einen subjektiven Nostalgiewert handelt? Welche unterstützen ein kirchliches Selbstbild, das nicht mehr gegenwartsfähig ist? Am Lebensabend der Volkskirche könnte es hilfreich sein, auf den alten Imperativ der *ars moriendi* zurückzugreifen, möglichst noch zu Lebzeiten die Dinge zu ordnen: Welche Schuld gilt es einzugestehen und, wenn möglich, zurückzuzahlen oder wieder gutzumachen? Von welchem strukturellen und materiellen Besitz gilt es, sich zu trennen und nach angemessener Trauerzeit seinen Frieden mit dem Verlust zu machen? Und auch: Welche Praxisanregungen aus postmodernen Aufräum- und Entrümpelungsstrategien können bei diesen Trennungsprozessen unterstützen? Welche Erkenntnisse aus der Sterbe- und Trauerseelsorge können hilfreich sein, um die notwendigen Abschiede zu begleiten und rituell zu gestalten?“³⁵

³¹ An seine Grenze stößt das Bild beispielsweise dort, wo eine schlicht unangemessene und fachlich unzureichende Arbeit christologisch überhöht wird. Auch hier gilt: hilfreich und begrenzt.

³² Vgl. Pyka (2022), 97.

³³ Das verweist etwa auf Sabbatmonate in Gemeinden, in denen bewusst Veranstaltungen und Angebote ausgesetzt werden.

³⁴ Pyka (2022), 96.

³⁵ Pyka (2022), 98.

Bescheidenheit als *discretio* und *modestia* würde mit Blick auf die Ansprüche der Kirche an sich selbst bedeuten, konkrete und realistische Ziele zu formulieren. Bislang sind kirchliche Leitbilder und Programmklärungen häufig durch eine Anhäufung von Containerbegriffen und unkonkreten Postulaten gekennzeichnet. Eine Präzisierung könnte hier handlungsfähig machen, so sagt er.

Ein Eingeständnis in die Endlichkeit bestimmter kirchlicher Organisationsformen könnte auch zu einer Klärung führen, welche Vorhaben überhaupt noch umzusetzen sind – auch das kann ein Aspekt von *ars moriendi* und der Einübung in ein abschiedliches Leben sein.

Schließlich ein vorletzter Gedanke.

Oliver Albrechts Hinweis will ich noch aufnehmen. Er ist Propst der Evangelischen Kirche in Hessen-Nassau in Rhein-Main. Er beschreibt, dass es dort, wo der Abschied erprobt wird, in eigentümlicher Art und Weise zu Vermischungen kommt: „In menschlich nachvollziehbarer Weise bekommt der mir ans Herz gewachsene Bereich geradezu eine biblische Dimension.“³⁶ Albrecht plädiert für schmerzhaft Entscheidungen der Kirchenleitung (oder der Leitungsorgane), die in einer gewissen Einsamkeit

getroffen werden müssen, denn die „Zeit für redundant-zirkuläre Prozesse ist im letzten der fetten Jahre nicht mehr“³⁷ da.

Den verschiedenen Impulsen und Erklärungsversuchen liegt ein zentrales Element zugrunde, nämlich die Frage nach der Unterscheidung. Wie unterscheiden wir, was exnoviert, zu Grabe getragen, aus fachlichen Gründen oder aus Resonanzarmut bei Nutzer*innen oder eben aus Ressourcengründen aufgegeben wird? Vielleicht lässt sich hier eine Ellipse aufspannen.

Die theologische Kennfrage lautet: Wann hören wir auf, Kirche Jesu Christi zu sein? Würden wir durch das Beenden eines Angebots unkenntlich und unzugänglich werden? Was würde ekklesiologisch passieren, wenn wir etwas nicht mehr tun? Woran macht sich das Wesen einer evangelischen Kirche und Gemeinde fest? Was ist unverzichtbar, um als Kirche erkennbar zu bleiben?

Ebenso will ich aus der Exnovation die Frage mitnehmen: Mit welchem Arbeitsbereich kirchlichen Handelns erreichen wir Menschen (Mitglieder und Nicht-Mitglieder) „besser“? Wie erleichtern wir die Zugänglichkeit zum Wesen der evangelischen Kirche? Wie sind für die uns anvertrauten Menschen da (ob lokal, zielgruppenspezifisch oder milieuspezifisch gedacht)?

Geht es auch ohne mich? Und wenn ja, warum?

Anthropologische und pastoraltheologische Überlegungen zur (Un-)Verzichtbarkeit von Pfarrer*innen

Johannes M. Modeß

Eine Gala ohne Schirmherrn, eine Synode ohne Bischof, eine Kanzlerin, die ihr Kabinett von zuhause aus telefonisch leitet. Eine der, wie ich finde, spannendsten Lernerfahrungen der Pandemiejahre waren die Einsichten in neue Verzichtbarkeiten. Träger*innen hoher Ämter sahen sich auf einmal einem veränderten Ethos gegenüber. Hatte man in den Jahren vor der Pandemie manchmal das Gefühl, die Gesellschaft erwarte von ihren Repräsentant*innen ständige Verfügbarkeit, so wurde nun plötzlich eher darüber gewacht, dass diese die jeweils geltenden Quarantänemaßnahmen genau so streng einhielten wie alle anderen auch. Und auch in eher unspektakulären Arbeitsverhältnissen änderte sich die Schlagrichtung. Wenn es zuvor eher als Zeichen der Stärke galt, noch mit 40 Grad Fieber auf der Bühne zu stehen oder zumindest am Schreibtisch zu sitzen, galt nun die Hustende im Büro als latent

kriminell. Diese – natürlich grob skizzierte und nur tendenzielle – Verschiebung halte ich für eine Trägerin eines tatsächlich wahrnehmbaren Wandels in der Arbeitskultur, die auch unser kirchliches Handeln nicht unberührt lässt. Das Genre der Absage wurde, so könnte man sagen, gesellschaftlich kultiviert. Es gibt nichts, was es nicht auch nicht geben könnte.

Diesen Wandel theologisch unter die Lupe zu nehmen, steht meines Wissens noch aus. Er scheint mir im Rahmen dieses Heftes aber besonders wichtig: denn wie Verzicht in der Kirche gelebt wird, hängt erfahrungsgemäß auch eng damit zusammen, wie Pfarrer*innen ihre eigene (Un-)Verzichtbarkeit beurteilen bzw. inwiefern Pfarrergemeinden ihre Pfarrer*innen als (un-)verzichtbar wahrnehmen. Damit ist diese Fragestellung auch für die in unserer Kirche geplante Entwicklung hin zu kirchlichen

36 Albrecht (2023), 168.

37 Albrecht (2023), 169.

„Dienstgemeinschaften“ von Interesse. In meinem tastenden Vorgehen versuche ich, aus verschiedenen *verantwortungsethisch* konturierten Perspektiven danach zu fragen, unter welchen Bedingungen Pfarrer*innen verzichtbar sind.

Die Überlegungen, die ich dabei anstelle, sind sicher nicht vollständig und sicher nicht alternativlos. Sie verstehen sich als eine Anregung, das Nachdenken über eine Frage zu kanalisieren, die sich Pfarrer*innen in ihrem Alltag ständig stellen müssen: Wann bin ich verzichtbar und warum und wofür? Bewusst werden dabei verschiedene Formen des Verzichts in den Blick genommen: genereller Verzicht auf bestimmte Arbeitsbereiche, Absagen im Krankheitsfall und so weiter.

Verantwortungsethiken fokussieren bekanntermaßen auf die Abschätzung von Folgen. Leitend ist dabei der Grundkonsens verschiedener verantwortungsethischer Ansätze, „dass der Verantwortungsbegriff als mehrstelliger Relationsbegriff verstanden werden muss. In der Regel wird er als mindestens dreistellige Relation konzipiert, meist in folgender Form: *Jemand* (Verantwortungssubjekt) ist *für* etwas (Verantwortungsgegenstand) *vor* oder *gegenüber* jemandem (Adressat bzw. Verantwortungsinstanz) verantwortlich.“¹ Als vierte Stelle wird dann gegebenenfalls noch der

Normhintergrund eingespielt – also eine Klärung der normativen Standards, die der zugeschriebenen Verantwortlichkeit zugrunde liegen. Alle im Pfarramt Tätigen wissen, dass eine der Kernherausforderungen des Pfarrberufs in der *heterogenen Vielfalt der Verantwortungsinstanzen* besteht: Pfarrer*innen müssen sich, ihr Handeln und ihr Unterlassen gegenüber der *Pfarrgemeinde*, die den Amtsauftrag erteilt; gegenüber *einzelnen Menschen*, die etwa Seelsorge empfangen oder Kasualien in Auftrag geben; gegenüber je ihrer *Kirche als Dienstgeberin*; gegenüber *sich selbst* und *ihrem Lebensumfeld* und *gegenüber Kolleg*innen* verantworten, die Liste ließe sich sicher erweitern. Entlang dieser Verantwortlichkeiten versuche ich, einige Aspekte zur Verzichtbarkeit von Pfarrer*innen herauszuarbeiten.

I Verzicht als Auftrag? Pfarrer*innen als „Gerechte und Sünder*innen zugleich“

*Pfarrer*innen sind gegenüber ihrer Pfarrgemeinde für die Erfüllung des Amtsauftrags verantwortlich. Dieser Amtsauftrag kann jedoch nur als eine norma normata verstanden werden, gründend auf dem Grundauftrag des Predigtamts (im Verhältnis zum pfarrgemeindlichen Amtsauftrag: norma normans).*

Pfarrer*innen sind (a) Inhaberinnen des Predigtamtes, das die Confessio Augustana genauer beschrieben hat; (b) mit einem konkreten Amtsauftrag einer konkreten Pfarrgemeinde zu bestimmten Aufgaben beauftragt; (c) schlicht Men-

schen. Um über die Frage ihrer Verzichtbarkeit nachzudenken, muss man sich in die Schnittmenge von a, b und c begeben.

(a) In CA V heißt es vom Predigtamt:

„Um diesen Glauben zu erlangen, hat Gott das Predigtamt eingesetzt, das Evangelium und die Sakramente gegeben, durch die er als durch Mittel den Heiligen Geist gibt, der den Glauben, wo und wann er will (ubi et quando visum est Deo), in denen, die das Evangelium hören, wirkt, das da lehrt, dass wir durch Christi Verdienst, nicht durch unser Verdienst, einen gnädigen Gott haben, wenn wir das glauben. Und es werden die [...] verdammt [...], die lehren, dass wir den Heiligen Geist ohne das leibhafte Wort (sine verbo externo) des Evangeliums durch eigene Vorbereitung, Gedanken und Werke erlangen.“²

Und CA VII ergänzt:

„Es wird auch gelehrt, dass allezeit eine heilige, christliche Kirche sein und bleiben muss, die die Versammlung aller Gläubigen ist, bei denen das Evangelium rein gepredigt und die heiligen Sakramente laut dem Evangelium gereicht werden“³

– und erklärt damit die Pfarrer*innen zu jenen, die für reine Evangeliumsverkündigung und rechte Sakramentsverwaltung zuständig sind.

(b) Im Amtsauftrag, den eine Pfarrgemeinde ihrem Pfarrer oder ihrer Pfarrerin gibt, wird dieser grundlegende Auftrag konkretisiert, auf bestimmte Arbeitsfel-

der hin durchbuchstabiert und vor dem Hintergrund lokaler Gegebenheiten anwendbar gemacht. Entscheidend ist dabei aber: Jeder Amtsauftrag einer Pfarrgemeinde kann theologisch nicht anders verstanden werden denn als *Anwendung und Konkretisierung des Grundauftrages aus CA V*. Ein Beispiel: Wenn etwa meine Pfarrgemeinde mich in meinem Amtsauftrag beauftragt, an der „Weiterentwicklung des Citykirchenprofils“ zu arbeiten, dann heißt das vor dem Hintergrund von CA V und VII etwa Folgendes: „Überlege dir, wie Evangeliumsverkündigung in der konkreten Situation einer Großstadt zukünftig so aussehen kann, dass dem Heiligen Geist nichts im Weg steht, auch hier den Glauben zu wirken.“

(c) Pfarrer*innen bleiben aber in der Erfüllung dieses ihres Grundauftrages in ihrem konkreten Umfeld auch Menschen. Und das heißt in evangelischem Verständnis, sie bleiben „Gerechte und Sünder*innen zugleich“ auch und gerade in der Erfüllung ihres Auftrags. Diese Zuschreibung ist dabei nicht nur eine ethische, sondern wie man bei Luther lernen kann, auch eine ästhetische und anthropologische Kategorie. Man kann sie so verstehen: All unser Tun, auch das beste, hat seine Schattenseiten. Jede unserer Eigenschaften hat ihre Kehrseiten.

¹ Werner, Micha H.: Art. Verantwortung. In: *Ds./Düwell, Marcus/Hübenthal, Christoph: Handbuch Ethik*, 2011, 541–548: 543.

² Zitiert nach: *Das Augsburger Bekenntnis. In: Unser Glaube. Die Bekenntnisschriften der evangelisch-lutherischen Kirche. Ausgabe für die Gemeinde* (bearbeitet von Horst Pöhlmann). Gütersloh 2000, 53–119: 63 (BSLK, 58, 1–15).
³ A. a. O., 64 (BSLK, 61,1–7).

In der Zusammenschau von (a) bis (c) bedeutet das, dass wir zumindest ein Motiv von Pfarrer*innen, sich selbst für unverzichtbar zu halten, problematisieren müssen. Und zwar jenes, das wohl am seltensten ausgesprochen wird und dessen Existenz daher nur (allerdings: begründet) vermutet werden kann. Es ist das Motiv: *Ich muss dies oder jenes unbedingt selbst machen, sonst macht's jemand anders vielleicht nicht so gut wie ich...*

Theologisch redlich wäre demgegenüber wohl eher jener Gedankengang: Pfarrer*in bin ich als der Mensch, der ich bin. Das ist gut so. Zum Teil kann ich gerade dadurch, ausgestattet mit genau meinen Gaben, meinem Auftrag gerecht werden, Wegbereiter*in des Heiligen Geistes zu sein! Genau diese Gaben aber und ihre Kehrseiten sind auch Hindernisse, die die Heilige Geistkraft überwinden muss, wenn sie zu Menschen vordringen will. Der Funke meiner Worte wird auf manche überspringen, weil ich so eloquent bin, dieselbe Rede wird andere kalt lassen, weil sie an ihren Erfahrungen vorbeigeht. *Als Pfarrer*in Gerechte*r und Sünder*in zugleich zu sein heißt: Zugleich Wegbereiter*in und Hindernis für den Heiligen Geist zu sein.* Und dies gilt für alle Pfarrer*innen, weil sie alle Menschen sind.

Das heißt: Theologisch betrachtet ist zunächst jede Amtshandlung, jede Verkündigung, jede Sitzung, die ich absagen muss, bei der ich fehle, zugleich ein Problem und eine Chance. Jede meiner Absagen ist theologisch gesprochen immer Vor- und Nachteil zugleich im Hinblick auf den Grundauftrag, der mir

gegeben ist. Wer sich als Pfarrer*in für unverzichtbar hält, verkennt, dass die eigenen begeisternden Stärken zugleich Hindernisse für den Geist zur Kehrseite haben. Mit anderen Worten: In allem, was ich nicht selbst mache, muss Gottes Geist nicht an mir vorbeikommen – diese Einsicht scheint mir bei der Frage nach der eigenen (Un-)Verzichtbarkeit genau so entscheidend wie ihre Kehrseite, dass in allem, was ich selbst mache, Gottes Geist gerade durch meine Eigenschaften der Weg bereitet wird. Und das heißt auch, dass in jeder möglichen Vertretungslösung eine Chance besteht, dass andere Funken überspringen als sie bei mir übersprungen wären.

Eine theologisch fundierte Folgeabschätzung einer Absage oder eines Delegierens kommt also zu dem Schluss: Es kann verantwortungsethisch sogar hin und wieder geboten sein, gewisse Aufgaben *nicht* selbst zu übernehmen. Oder pointierter: Dem Grundauftrag des Pfarramtes wird man am besten gerecht, wenn man nicht immer alles selbst macht. Theologisch grundsätzlich ist es nicht vertretbar, wenn Pfarrer*innen sich selbst für unverzichtbar halten. Es gehört also zum Auftrag dazu, sich hin und wieder seiner eigenen Verzichtbarkeit zu besinnen.

Diese Erkenntnis kann nun in verschiedenen Situationen aktualisiert werden: Etwa in Grenzfällen zwischen Krank- und Gesundsein – „es ginge eh, aber eigentlich sollte ich mich noch schonen“ – oder mit Blick auf eigentlich notwendige Pflegeurlaubstage. In diesen Fällen ergibt die Argumentation dann

Sinn, wenn es eine Vertretungslösung gibt, schließlich geht es hier ja darum, dass eine andere Person derselben Aufgabe nachkommen kann. Solche Lösungen sind natürlich immer in kollegialer Solidarität zu finden. Zudem kommt diese Form der begründeten Verzichtbarkeit auch dann in den Blick, wenn es darum geht, bestimmte Aufgaben grundsätzlich zu delegieren, etwa an Ehrenamtliche.

II Fragmentarizität und Verzicht. Pfarrer*innen in Verantwortung für sich selbst

*Pfarrer*innen sind sich selbst gegenüber dafür verantwortlich, die eigenen Grenzen anzuerkennen und nach außen zu markieren.*

In den vergangenen Jahren ist wieder verstärkt an Henning Luthers Rede vom Menschen als *Fragment* erinnert worden. So hat u.a. *Kristian Fechtner* noch einmal herausgestellt, welches Gegenmodell Luther im Blick hatte, als er seine Rede vom Menschen als *Fragment* prägte, nämlich den ‚Mythos der Ganzheit‘. Fechtner schreibt:

„Ganz sein suggeriert nämlich: heil sein, unverletzt, vollständig. Das ist ja die Ursprungsbedeutung des Adjektivs „ganz“. Wenn ein Leben ein Ganzes ist, dann ist es vollständig. Dann ruht es in sich selbst, dann ist es gewissermaßen stillgestellt. Es braucht dann nichts anderes mehr. Genau dagegen aber richtet sich die Rede vom Leben als *Fragment*. Als *Fragment*, so Henning Luther, ist jede Lebensgeschichte nämlich in Unruhe,

sie kann sich gar nicht stillstellen. Weil sie durch Schuld und Verletzung immer etwas enthält, was unabgegolten ist, was rumort. Und weil Leben durch seine Sehnsucht spürt, dass es noch nicht ist, was es sein könnte und wozu es bestimmt ist. In diesem Sinne ist das Leben als *Fragment* nicht ganz, nicht heil, nicht vollständig. Es steht immer etwas aus. Und es ist noch in einem anderen Sinne nicht vollständig. Es ist als verletzliches Leben auch bedürftiges, und das heißt ein auf andere angewiesenes Leben.“⁴

Für die Frage der eigenen Verzichtbarkeit ist nun meines Erachtens Folgendes relevant: Wer sich selbst als *Fragment* versteht, wird von diesem Selbstverständnis her relativ leicht jegliche Ansprüche auf *Vollständigkeit* in der eigenen Arbeit fahren lassen können. Meiner Erfahrung nach ist es jedenfalls an nahezu jedem Arbeitstag im Pfarramt so, dass am Ende etwas „unabgegolten“ bleiben muss. Pfarrer*innen müssen irgendwann die Bruchstücke eines Tages für sich stehen lassen und das Segenswort *Call it a day* über den Arbeitstag sprechen. Die Verantwortung gegenüber sich selbst – als *Fragment* – gebietet es, dies in einiger Milde mit sich zu tun. Schließlich hört die Arbeit im Pfarramt nicht von selbst auf, schließlich markiert keine Zeit einen gegebenen Schlusspunkt, sondern die Arbeitszeit muss aktiv beendet

⁴ Fechtner, Kristian: *Leben als Fragment? Gegen den Zwang zur Vollkommenheit*. Vortrag, Zürich 2015, online: paulusakademie.ch/wp-content/uploads/2015/10/Identität-und-Fragment-Vortrag-Kristian-Fechtner.pdf (abgerufen 5.5.2023), 3.

werden und dies auch in Anerkennung der Verantwortung der Pfarrerin gegenüber sich selbst. Und damit einher geht zumeist auch eine zumindest implizite Rechenschaft darüber, was jetzt beziehungsweise wofür man selbst jetzt verzichtbar ist. Und auch darüber, was sich als Gesamtpensum in einem bestimmten Zeitraum ausgeht und was nicht. Kurz gesagt: Pfarrer*innen müssen als Menschen, die Fragment sind, notgedrungen auf bestimmte Aufgaben verzichten. Und ein verantwortlicher Umgang mit sich selbst erfordert es, einen zumindest impliziten Kriterienkatalog dafür zu entwickeln, was aus welchen Gründen prioritär behandelt wird, welche Anfragen üblicherweise zu- und welche abgesagt werden und so weiter. In aller Regel geben weder der Grundauftrag des Predigtamtes noch der konkrete Amtsauftrag einer Pfarrgemeinde hier ausreichend Anhaltspunkte, vieles bleibt am Ende eine Entscheidung der Pfarrperson, die auch in der Verantwortung gegenüber sich selbst zu treffen ist.

Hier könnte es nun spannend sein, die Rede vom Menschen als Fragment einmal in die *Kirchentheorie* zu übersetzen. Denn letztlich fordern viele jener Prozesse, die uns überhaupt über Verzicht nachdenken lassen, – Regionalisierung, Arbeiten mit knapper werdenden Finanzen und so weiter – auch *Pfarrgemeinden* von den Auswüchsen des Ganzheitsmythos zu befreien und zum Fragment zu erklären. Die von Pfarrgemeinden geforderte *Profilbildung* kann etwa dies bedeuten: Die eigene Gemeinde als Fragment verstehen lernen. Und

das Gemeindeleben somit als „bedürftiges, auf andere angewiesenes Leben“. Eine solche Pfarrgemeinde muss sich selbst und anderen Rechenschaft darüber geben, welche „Bruchstücke“ der eigenen Arbeit besonders bewahrenswert scheinen. Vielleicht ließe sich von einem derartigen Ansatz her die Beweislast umdrehen: Begründungspflichtig wäre nicht nur das Weglassen von Angeboten, sondern auch die Bewahrung aller Angebote, die im Verdacht stünden, nur einen „Mythos der Ganzheit“ zu bedienen.

Pfarrer*innen also, die als Menschen Fragment sind und sich auch so verstehen, können und sollten schon als solche nicht „alles“ machen wollen. Aber es ist sogar noch schärfer zu fassen: Wer als Pfarrperson die Verantwortung gegenüber sich selbst als fragmenthaftem Menschen ernst nimmt, kann sein Handeln und Unterlassen zugleich auch gegenüber der Pfarrgemeinde und gegenüber einem größeren kirchlichen Ganzen – etwa gegenüber der Region – durchaus verantworten. Im Idealfall werden Pfarrer*innen, die in ihrer Arbeit keinem Vollständigkeitsideal naheiefern, die Qualität ihrer Arbeit und die Lust an ihrer Arbeit steigern können. Hart formuliert: In einer Kirche, die mit knapper werdenden Ressourcen arbeitet, sind *halbherzig* übernommene Aufgaben nicht mehr verantwortbar. *Die Einsicht in die eigene Fragmentarizität als Mensch und als Pfarrgemeinde kann und sollte dazu führen, dass weniger Aufgaben übernommen werden, aber dafür lustvoller und begeisternder.* Insofern braucht die Kirche gerade in einer Situation wie jetzt Pfar-

rer*innen umso dringender, die nicht von allem noch mehr machen, sondern die wissen, was sie können und was sie selbst begeistert und die jene Bruchstücke in das gesamtkirchliche Mosaik einbringen, die sie gerne herzeigen.

III Verzichtbarkeithemmnis Beziehung: Wenn es nur schwer ohne mich geht

*Pfarrer*innen sind gegenüber jenen Menschen verantwortlich, die ihnen konkrete Aufträge erteilen – Empfänger*innen von Seelsorge und Kasualnachsichende etwa.*

Ein Spezifikum der pfarramtlichen Praxis liegt darin, dass es Verantwortlichkeiten gegenüber Menschen gibt, die sich nur schwer auf einen Begriff bringen lassen. Es sind die, mit denen wir es in Seelsorge, Gottesdienst und Kasualien zu tun haben. Nennen wir sie *Gemeindeglieder*, so zeugt das von einem administrativ ausgerichteten Blick, der die weite seelsorglicher Situationen und den werbend-missionarischen Charakter gottesdienstlichen Handelns verkennt. Nennen wir sie *Kund*innen*⁵, dann lesen wir sie von einem klar erkennbaren Bedürfnis her, bei dem es keine Rolle spielen würde, wer es erfüllt, sofern es erfüllt wäre.⁶ Nennen wir sie *Auftraggeber*innen*, so ginge verloren, dass es häufig in seelsorgerlichen Begegnungen gar keinen klaren Auftrag gibt oder dass Pfarrerinnen als Seelsorger etwa in der Begleitung nach Kasualien ihrem Grund-Auftrag nicht gerecht werden können, wenn sie nur abarbeiteten,

was Menschen ihnen konkret auftragen (etwa die Gestaltung einer Beerdigung).

Die Schwierigkeit, die Menschen zu benennen, mit denen wir einen Großteil unserer Termine verbringen, zeigt ein Dilemma. Verantwortungsethisch gesprochen ist dieses Dilemma, dass mit jeder unterschiedlichen Benennungsvariante auch eine je neue Nuance davon aufscheint, wofür Pfarrer*innen diesen Menschen gegenüber überhaupt verantwortlich sind. *Empirisch* gesprochen würde ich das Dilemma so formulieren: Einerseits habe ich oben mit unterschiedlichsten Argumenten dafür plädiert, dass wir Pfarrer*innen unsere eigene Verzichtbarkeit realisieren und stark machen sollten. Andererseits: Wenn ich beispielsweise ein krankes Kind daheim habe und ins Jonglieren von Terminen einsteige, dann sind es die Termine mit diesen sich einer Benennung entziehenden Menschen, die ich keinesfalls absagen will. Wenn es passiert, dass ich mich einmal für schwer verzichtbar halte, dann angesichts anstehender Hochzeiten, Beerdigungen oder Seelsorgegespräche. Hätte ich es hier einfach mit *Kund*innen* oder *Auftraggeber*innen* zu tun, dann müsste ich ja nur dafür sorgen, dass das Gespräch oder die Kasualie auch ohne mich zur selben Zeit stattfindet. Beide Begriffe fokussieren auf eine *Dienstleistung*, deren Erbringung automatisch das ursprüngliche Bedürf-

5 Vgl. dazu die interessante Studie: Fendler, Folkert: *Kundenhabitus und Gottesdienst. Zur Logik evangelischen Kirchgangs.* APthLH 94. Göttingen 2019.

6 Dazu Fendler, *Kundenhabitus*, 15–22.

nis befriedigt. Eine erfahrungsgesättigte Analyse sagt aber, dass es sich anders verhält und dass das Problem all der vorgeschlagenen Benennungen die methodische Suspendierung der *Beziehung zwischen Pfarrer*in und diesen Menschen* ist. Nennen wir die Menschen, um die es hier geht, etwa *Anvertraute*, dann scheint es möglich zu sein, die Beziehung zur Pfarrerin gleich in der Bezeichnung mitzudenken. Und hier scheint mir tatsächlich der Kern der Herausforderung zu liegen. Wo wir es nicht mit Kunden, sondern mit Anvertrauten zu tun haben, wird das Vertrauen zu einem wesentlichen Faktor der Zusammenarbeit. Seelsorge und Kasualpraxis ist Arbeit mit Anvertrauten – und dabei immer auch mit Anvertrautem. Das macht mich nicht als Person unverzichtbar, aber doch zumindest schwer verzichtbar als Teil einer Beziehung, einer gemeinsamen Geschichte mit den Anvertrauten.

Ein Beispiel: Jeder Mensch sollte so verzichtbar sein, dass mit dem Eintritt in den Ruhestand wirklich Ruhe von der Arbeit möglich ist. Ein Kundenbetreuer in einem Autohaus kann seine Vorgängerin mit ähnlichen Kompetenzen gut ersetzen. Einer Auftraggeberin kann es letztlich egal sein, wer einen Auftrag erfüllt, solange er erfüllt wird. Anvertraute kann man aber nicht so einfach übergeben wie Kundinnen. Anvertrautes liegt auf keinen Festplatten, die man einer Nachfolgerin übergeben könnte – und das dürfte auch gar nicht so sein. Und schon beginnt ein mögliches Verzichts-dilemma: Bleibe ich auch im Ruhestand Seelsorgerin für diese oder

jene Anvertraute? Aber für wen genau? Welche Anvertrauten lassen sich leichter „übergeben“ und für welche bin ich schwer verzichtbar geworden in unserer gemeinsamen Geschichte?

Ein zweites Beispiel: Wenn ich ein Jahr lang durch zwei bis drei Gespräche, mehrere Emails, Abstimmungen, Nachfragen, vielleicht Kontakt mit Drittpersonen mit einem angehenden Brautpaar gearbeitet habe, dann enthält mein Manuskript für den Hochzeitsgottesdienst so viel *Anvertrautes* zwischen den Zeilen – das Vertrauen als Grundlage des ganzen Prozesses bis hin zum Gottesdienst ließe sich von keiner spontanen Vertretung aufbauen, wenn ich mich etwa kurzfristig in den Pflgeurlaub verabschiede. Denn es liegt oft eine mehrmonatige Beziehungsarbeit mit dem Paar zugrunde.

Das „Gelingen“ von Seelsorge und Kasualien hängt in hohem Maße daran, wie es gelingt, eine Beziehung zu den Anvertrauten aufzubauen. Je nachdem, wie es gelingt, eine solche *Beziehung* aufzubauen, wird im Fall einer Kasualie auch der Gottesdienst selbst gelingen. Der Charakter der *Beziehung* zwischen mir und den Anvertrauten generiert den gesamten Prozess, steuert, welche und wie viele Informationen mir gegeben werden und so weiter.

Nun gibt es auch viele andere Berufe, in denen Beziehungsarbeit wichtig ist. Wenn im Kindergarten meiner Kinder wegen des Personalmangels ständig neue Pädagog*innen das Ruder übernehmen, dann ist das auch nicht ideal. Aber im Falle von Pfarrer*innen kommt noch ein weiteres Merkmal hinzu:

die *Einmaligkeit*: Pfarrer*innen haben das Privileg, Leben an biographischen Schnittstellen zu deuten und man kann kaum ein Leben von Menschen deuten, zu denen man keine Beziehung aufbauen konnte (und sei es *posthum* durch ausführliche Erzählungen Angehöriger, vielleicht durch Aufsuchen des letzten Wohnorts oder Ähnlichem). Und diese öffentlich vorgetragene Lebensdeutung geschieht (in der Regel) *einmalig*. Jeder Mensch wird *einmal* getauft, stirbt *einmal* (und wird im Falle weiterer Hochzeiten vielleicht nicht unbedingt dieselbe Pfarrperson auswählen). Und genau hier zeigt sich jetzt das Dilemma für die Frage der Verzichtbarkeit. Erscheint etwa eine Pfarrperson vertretungsweise, die das Brautpaar im Gottesdienst erstmals sieht, nur um dann eine Liebesbeziehung theologisch zu deuten und als doch irgendwie intime und vertraute Partnerin des Paares aufzutreten, so ist etwas schief. Fast noch intensiver zeigt es sich im Trauerfall. Pfarrer*innen werden von Anvertrauten oft schon Jahre vor dem Tod angesprochen, ob sie bereit wären, das Begräbnis zu gestalten. Dieser Moment lässt bei allen weiteren Gesprächen etwas mitschwingen, das die Beziehung vertieft und auch bisweilen dazu führt, dass beiläufig Gestaltungswünsche des Begräbnisses genannt werden. Auch das Argument „Ich bin noch Kirchenmitglied, weil ich wissen möchte, wer mich beerdigt“ hört man immer wieder einmal. Das ist gut nachvollziehbar, schließlich möchten wohl die wenigsten das „letzte Wort über ihr Leben“ völlig Unbekannten überlassen.

Also: Wenn Pfarrer*innen einwilligen, *Gemeindemitglieder* seelsorglich zu begleiten oder eine Kasualie zu übernehmen, dann werden die Menschen, die darum bitten, zu *Anvertrauten*. Das können Sterbende sein, Gesunde, die schon einmal planen wollen, Brautpaare, Taufeltern oder Angehörige bereits Verstorbener. Aber mit dieser Einwilligung geschieht Verantwortungsübernahme – und zwar *Verantwortung dafür, dem Vertrauten gerecht zu werden*. Und genau das macht es nun so schwer für Pfarrer*innen, selbst im eigenen Krankheitsfall einfach abzusagen.

*Die Verantwortung dafür, Leben einmalig öffentlich zu deuten oder auch jetzt, wo es notwendig ist, als Seelsorger*in da zu sein, lässt sich schwer übertragen*. Es zeigt sich auch, dass es kirchentheoretisch sehr schwierig werden kann, klare Zuständigkeiten zu definieren. Qua Amtsauftrag ist der*die jeweilige Amtsinhaber*in für Seelsorge an und Kasualien für *Gemeindemitglieder* zuständig. Die Menschen, die darum ansuchen, sehen sich in diesem Fall aber potenziell gar nicht als Gemeindemitglieder, sondern als *Anvertraute* einer *konkreten* Pfarrperson unabhängig von deren Zuständigkeit. Da das darin mitschwingende Vertrauen aber keine Nebensache ist, sondern notwendige Zutat dafür, dass Kirche insgesamt ihrer Verantwortung gerecht werden kann, verunklart sich die Zuständigkeit.

Das ist übrigens in aller Regel kein Nachteil, sondern ein riesiger Vorteil kirchlichen Handelns. Vertrauen ist nicht übertragbar und es ist daher wun-

derbar, dass etwa Pfarrer*innen im Ruhestand, Pfarrer*innen, die inzwischen auf anderen Pfarrstellen sind und so weiter dem Vertrauen zu ihren Anvertrauten dadurch gerecht werden, dass sie es nicht abreißen lassen. Nur im Hinblick auf die hier gestellte Frage der Verzichtbarkeit von Pfarrer*innen entsteht ein Problem – dann nämlich, wenn das Vertrauen zur Last wird und dazu führt, dass Pfarrer*innen sich punktuell für unverzichtbar halten und dadurch eigene Grenzen (etwa im Krankheitsfall) überschreiten. Dies im Blick auf die eigene Situation zu reflektieren und im Blick auf pfarrgemeindliches, kollegiales und gesamtkirchliches Handeln zu überlegen, welche Strategien hier zu einer Entlastung führen können, halte ich für geboten.

IV Fazit

In einer Kirche, deren Weg in die Zukunft auch auf dem Weg des Verzichtens führt, müssen ihre handelnden Akteur*innen darüber nachdenken, unter welchen Bedingungen sie selbst verzichtbar sind, denn sie können nicht alles selbst machen. In diesem Beitrag habe ich dafür plädiert, *grundsätzlich* das Verzichten auf sowie das Delegieren und Absagen von einzelnen Arbeitsaufgaben als gut verantwortbar verstehen zu lernen. Ich habe das Augenmerk darauf gerichtet, dass Pfarrer*innen im Wahrnehmen der Verantwortung gegenüber sich selbst einen wesentlichen Beitrag zu einer zukunftsfähigen Kirche leisten können. Und ich habe festgestellt, dass die Verantwortung gegenüber Anvertrauten in Seelsorge und Kasualien die am schwersten delegierbare ist und damit, so hoffe ich, ein Dilemma markiert, über das wir weiter nachdenken müssen. —

Sind Sie Generation Thermoskanne oder Generation Siebträgermaschine?

Anne-Sofie Neumann

Am 9. November 1967 wurde an der Universität Hamburg bei der feierlichen Übergabe des Rektorats im Audimax ein Transparent enthüllt: „Unter den Talaren – Muff von 1000 Jahren“. Die Anspielung zielt auf das NS-Erbe (1000-jähriges Reich) ab, das sich in den Traditionen der Universitätspolitik (Talare) fortgesetzt hatte.¹ Im kirchlichen Kontext ist mir der Spruch immer wieder begegnet, auch wenn man hier eher von 2000 Jahren sprechen müsste. Das, was wir mit uns herumtragen – der Muff – ist das, was „immer schon so war“. Während sich junge Menschen schon immer kritisch mit dem Erbe vorangegangener Generationen auseinandersetzen – sozusagen den Muff kritisieren – steht nun hier die GenZ und fragt: „Was ist eigentlich ein Talar?“

Als GenZ oder Generation Z werden die Menschen zusammengefasst, die in den Jahren zwischen 1995 und 2010 geboren wurden², also heute zwischen 13 und 28 Jahre alt sind – Jugendliche und junge Erwachsene. Im Vergleich zur Generation Y vor ihnen (den „Millen-

nials“) ist GenZ nicht mit der Entstehung des Internets aufgewachsen, sondern als *digital natives* ist GenZ der Umgang mit Smartphones und digitalen Medien von Anfang an vertraut. Kommunikation passiert unmittelbar, Entscheidungen gelten nur so lange, bis ein besseres Angebot kommt.³ Generation fomo⁴. Das gilt auch in Glaubensdingen.

Der Traditionsabbruch ist vollzogen. Schneller und überraschender als wir damit gerechnet hätten. Gut möglich, dass ihn viele noch gar nicht wahrgenommen haben. Geht man heute in ein Gremium der Evangelischen Jugend, sitzen da hoch motivierte junge Menschen aus der Kirchen-Bubble. Menschen, die sich aktiv

¹ [Vgl. de.wikipedia.org/wiki/Unter_den_Talaren_-_Muff_von_1000_Jahren](https://de.wikipedia.org/wiki/Unter_den_Talaren_-_Muff_von_1000_Jahren) (abgerufen 9.5.2023)

² [Vgl. Schnetzer, Simon: Generation Z. Online: simon-schnetzer.com/generation-z](https://www.schnetzer.com/generation-z) (abgerufen 9.5.2023)

³ [Vgl. Schnetzer, Simon: Merkmale der Generation Z und der Generation Y im Vergleich. Online: simon-schnetzer.com/vergleich-generati-on-y-und-generation-z](https://www.schnetzer.com/vergleich-generati-on-y-und-generation-z) (abgerufen 8.5.2023).

⁴ Fomo = fear of missing out; Angst, etwas zu versäumen.

mit ihrem Glauben auseinandersetzen, Menschen, die sich in ihrer Freizeit für die Kirche engagieren, die Bibel lesen, diskutieren, Gottesdienste besuchen – und keine Paul-Gerhardt-Lieder kennen. Als ich meine Diözesanjugendleitung gefragt habe, wer „O Haupt voll Blut und Wunden“ kennt, habe ich nur ratlose Blicke geerntet. Ihr Herz schlägt für Rend Collective, für Hillsong oder für Cody Carnes. Namen, die im Gegensatz dazu in einem Durchschnittspresbyterium ratlose Gesichter hinterlassen. Welche Art der Musik musikalisch oder theologisch höherstehend sein mag, ist hier zweitrangig, wenn nicht sogar herablassend. Augenscheinlich wird hier, dass das, was wir als Tradition verstehen, für Jugendliche und junge Erwachsene nicht mehr gilt. Die 18. Shell Jugendstudie von 2022 konstatiert: „Sowohl für katholische als auch evangelische Jugendliche hat der Glaube in den letzten knapp 20 Jahren erheblich an Bedeutung verloren: Nur für 39 % der katholischen und 24 % der evangelischen Jugendlichen ist der Glaube wichtig.“⁵ Im Vergleich dazu lagen die Werte 2002 bei 51 %.⁶

Fragt man junge Erwachsene, worauf die Kirche verzichten muss, um zukunftsfähig zu bleiben bzw. zu werden, kommt als erste Antwort: „Kirchenbeitrag!“ Weiters: „Diese unbequemen harten Bänke! Warum soll ich mich am Sonntagvormittag auf sowas setzen, statt gemütlich in einem Café zu frühstücken?!“ Schon sprudeln die Ideen: Frühstücksgottesdienste, Picknickgottesdienste – überhaupt: wozu diese strengen Gottesdiensträume? Kann man nicht auch im Park feiern? In einer Bar? Im Kaffeehaus?

„Und die Sprache muss man ändern!“ fordert einer. „Das versteht ja keiner. Ich hab lange gebraucht, bis ich überhaupt kapiert hab, was die Gemeinde da immer zwischendurch singt.“⁷ Und ich hab mich echt bemüht! Ich versteh, wenn die anderen da wegbleiben.“

Unbequeme Kirchenbänke, realitätsfremde Gottesdienstzeiten und -orte, hoch aufgeladene sprachliche Floskeln, die heute keiner mehr versteht. Sie alle sind weitere Merkmale einer Tradition, die heute von jungen Menschen kaum mehr gelebt wird. Ein bekanntes Zitat besagt: „Tradition ist die Weitergabe des Feuers, nicht die Anbetung der Asche“⁸ oder wie Paulus es formuliert: *Prüft aber alles und das Gute behaltet* (¹ *Thess 5,21*). Das Problem hierbei ist, dass Generationen unterschiedlich empfinden, was für sie Feuer und was Asche ist. Wer „Ein feste Burg ist unser Gott“ nicht kennt, wird es kaum vermissen, wenn es nicht mehr gesungen wird. Wer damit aufgewachsen ist, wird es am Reformationstag stolz im Stehen singen. Alle Strophen! Auswen-

dig! Der Traditionsabbruch ist vollzogen.

In seinem Podcast „7 Tage 1 Song“⁹ greift Christoph Borries in der 113. Folge das Bild des klassischen Kirchenkaffees auf. Wir kennen sie alle: die große Thermoskanne, aus der man portionsweise Filterkaffee pumpen kann. Dazu die trockenen, schokolierten und mit einem pickigen Klecks Marmelade versehenen Spritzgebäck-Kekse. Ein Klassiker nach dem Gottesdienst. Günstig und „basic“, wie GenZ sagen würde. Aber basic reicht nicht mehr. GenZ will nicht mit der Masse kostengünstig abg gespeist werden. GenZ will genießen, wertgeschätzt werden, im Mittelpunkt stehen. GenZ will keinen Thermoskannen-Kaffee, sondern Mokka aus der Siebträger-Maschine. Heiß und stark und pur. Hohe Qualität, individualisierbar und individualisiert. Ein Angebot, das sorgfältig auf die Zielgruppe zugeschnitten ist. Kein verwässertes Gießkannensystem, sondern den Kern des Glaubens erfassen.

Auf der Strecke bleiben hier Traditionen, die sich auf Äußerlichkeiten beschränken: Kirchengebäude, Amtskleidung, überhaupt Ämter, alte Sprache und Musik. Was bleiben muss, ist der Kern des Glaubens. Das Evangelium, die Botschaft vom Reich Gottes, das Zentrum der Schrift. Das Christentum muss sich auf seine Kernkompetenzen besinnen. Ein komplizierter Verwaltungsapparat, der allen, die Kirche lebendig gestalten wollen, die Kraft raubt, ist hier kontraproduktiv. Ebenso Strukturen, die „immer schon so waren“ und daher als gottgegeben gelten. „Wozu brauchen wir 7 Superintendenzen?“, kritisiert ein jun-

ger Instagram-User auf meine Frage, worauf wir in der Kirche verzichten können. Die Lösung wäre für ihn: „3 Superintendenzen für ganz Österreich. So wie vor 1947. Da hatten wir 430000 Mitglieder. Heute 270000 und 7 Superintendenzen. WTF?“¹⁰

Unterm Strich lässt sich sagen: Kirche braucht weniger Tradition und mehr Freiheit. Kirche muss sich frei machen von Verwaltungsstrukturen, von einengenden Liturgieformen, von nicht-einladenden Gebäuden, von formelhafter Sprache. Unsere Kernaufgabe ist die Verkündigung des Evangeliums. Dem stehen diese Dinge im Weg beziehungsweise unterstützen sie uns bei der Erfüllung dieser Aufgabe nicht in dem Maße, das ihre Existenz rechtfertigen würde. Also: Weniger Thermoskannen-Kaffee, mehr Mokka aus der Siebträgermaschine: heiß und stark und pur.

5 Zusammenfassung 18. Shell Jugendstudie 2022. PDF online: shell.de/ueber-uns/initiativen/shell-jugendstudie.html, 14 (abgerufen 8.5.2023).

6 Joest, Jens (epd/KNA): Shell-Studie: Glauben finden nur vier von zehn Jugendlichen wichtig. In: *Kirche + Leben*, 15.10.2019, kirche-und-leben.de/artikel/shell-studie-glauben-finden-nur-vier-von-zehn-jugendlichen-wichtig (abgerufen 8.5.2023).

7 Gemeint sind liturgische Responsorien.

8 Jaurès, Jean: Rede, 21.1.1910 im Pariser Parlament; nach einer Übersetzung von Grete Helfgott, falschzitate.blogspot.com/2017/06/tradition-ist-die-weitergabe-des-feuers_10.html (abgerufen 8.5.2023).

9 Borries, Christoph / Fuchs, Rainer: Podcast: 7 Tage 1 Song. Bembers – Kaffee Schwarz #113 (10.5.2022), <https://spotify.link/r9zE1vSoyb> (abgerufen 8.5.2023).

10 WTF = what the fuck – Was zum Henker?

Verzichtbar: Patriarchale Rollenbilder im Pfarrberuf und ungerechte Strukturen in der Kirche

Katharina Payk

Stereotype im Pfarrberuf

Alte patriarchale Strukturen sind in unserer Kirche, die so viel Potenzial hat, sich zu öffnen und zu erneuern, tatsächlich verzichtbar. Historisch war und ist der Pfarrberuf patriarchal aufgeladen. Ursprünglich nur Männern zugänglich, wurde er mit männlicher Macht und Weisheit verbunden. Der Talar (ursprünglich) als Amtsgewand drückte dies nach außen aus. Noch heute ist es für viele (nicht-evangelische) Menschen etwas Besonderes, eine Frau im liturgischen Gewand zu sehen und als Predigerin zu hören. Nicht lange ist es her, dass Vikarinnen und Pfarrerinnen sich von älteren Pfarrkollegen sagen lassen mussten, dass Frauen in dem Beruf eigentlich nichts zu suchen hätten. In der kirchlichen Ausbildung gibt es bis heute keine ausreichende Reflexion über Gender und Geschlechterrollen – weder in Bezug auf das Berufsbild noch auf die liturgische und seelsorgerliche Dimension.

Ob wir Geschlechterstereotype im Pfarrberuf perpetuieren oder aufbrechen, haben nicht zuletzt wir Pfarrer*innen

selbst in der Hand. Dabei spielt es eine große Rolle, wie und was ich als geistliche*r Amtsträger*in (vor-)lebe. Gehe ich etwa als Mann in Babykarenz (genauso lange wie die Frau), weise ich – auch als Mann – bei sexistischen Äußerungen im Kirchenkaffee oder in Gremien darauf hin, dass ich diese nicht gutheiße, bin ich bereit, meine Privilegien zu reflektieren, traue ich mir als Pfarrerin diese oder jene Aufgabe zu? All das können Fragen sein, die beim Aufbrechen von Geschlechterklischees von Bedeutung sind.

Ausschlüsse

Der historisch nachvollziehbare Ausschluss von Frauen in der Kirche hat heute ein anderes Gesicht: Frauen können zwar seit rund fünfzig Jahren Pfarrerinnen sein, aber es wird eine klare Zuweisung zur „Basis“ erteilt: In höheren Positionen wie jener der Superintendentin oder Bischöfin (ich schreibe es so aus, damit beim Lesen deutlich wird, wie ungewohnt das klingt) sind Frauen nach wie vor nicht wirklich vorgesehen. Das

zeigen die letzten Wahlen und der Umgang damit deutlich. Es bleibt zu hoffen, dass die kommenden Wahlen für höhere Ämter im Bewusstsein dieses Mangels durchgeführt werden. Immerhin gibt es inzwischen Gruppen und Gremien, viele Kolleg*innen und ein paar engagierte Führungspersonen, die sich für eine Verbesserung dieser Situation in unserer Kirche einsetzen. Denn unverzichtbar für eine Kirche der Zukunft ist ein ausgeglichenes Verhältnis der Geschlechter in Berufsgruppen, Gremien und Positionen innerhalb der Kirche.

Kaum thematisiert wird die Tatsache, dass queere und behinderte Menschen, aber auch solche, die nicht in der österreichischen evangelischen Kirchenszene sozialisiert sind und etwa aus nicht deutschsprachigen Ländern kommen, unangenehme Hürden überwinden müssen, um im Pfarrberuf in Österreich Fuß zu fassen. Unverzichtbar für eine offene und einladende Kirche ist Inklusion. Ob es den Pfarrberuf betrifft oder den Gottesdienst: Wir müssen alles so (auf-)bereiten, dass marginalisierte und weniger privilegierte Menschen gerne kommen beziehungsweise kommen können. Zu oft höre ich den Satz: „Wir haben ja keinen Bedarf für ...“ von Kolleg*innen. Damit entzieht man sich der Verantwortung, Barrieren abzubauen oder für einladende Offenheit zu sorgen. Wissend, dass es in Pfarrgemeinden oft an finanziellen Ressourcen mangelt, um Maßnahmen umzusetzen, bleibt der schale Beigeschmack, dass Kirche für viele Menschen unzugänglich bleibt, weil die Barrieren zu hoch sind.

Role Models

Als Pfarrer*innen sind wir Role Models. Viele (junge) Kolleg*innen und potenzielle Vikar*innen fragen sich: Passe ich da überhaupt hinein? Kirchliche Medien, viele Pfarrpersonen und andere Multiplikator*innen in der Kirche befeuern das Bild der (heterosexuellen) Kleinfamilie als Ideal – wer christlich ist und erst recht Pfarrer*in, sollte am besten verheiratet sein – heterosexuell – und Kinder haben. Und überhaupt eine Beziehung haben. Und nur eine. Selbstverständlich wird unter Pfarrpersonen über die eigenen Kinder oder die*den (Ehe-)Partner*in erzählt. Wer anders lebt, behält dies eher für sich. Dabei ist die tatsächliche gelebte Vielfalt unter den Pfarrer*innen etwas, das wir uns als Kirche auf die Fahne schreiben sollten, denn sie entspricht der Vielfalt der Lebensweisen in der Gesellschaft und ist dadurch einladend für viele.

Die Diversität unter Pfarrer*innen und in Leitungspositionen kann und sollte gefördert werden. Diese betrifft nicht nur Gender, sondern auch den soziokulturellen Background, die Herkunft, Hautfarbe, Lebensform, die Frage nach (Nicht-)Behinderung und vieles mehr. Eine Kirche, die sich darum bemüht, dass geistliche Amtsträger*innen nicht alle aus den ähnlichen Familien, Milieus, Klassen, Regionen kommen, kann nur dazugewinnen! Eine nicht-binäre beziehungsweise transidente Pfarrperson oder einen Pfarrer im Rollstuhl würde ich in unserer Kirche sehr feiern – aber da müssen wir als Kirche noch viel tun!

Stellenprofil „Gemeindemanagerin“

Ein Erfahrungsbericht aus der Pfarrgemeinde Innsbruck-Christuskirche

Ulrike Swoboda und Katharina Nemeč

Vorbemerkung

Als Pfarrgemeinde Innsbruck Christuskirche beantworteten wir die Frage nach dem Verzicht mit der Installation der Stelle einer Gemeindemanagerin (gefördert durch den Prozess „Aus dem Evangelium leben“), die in unserer Gemeinde eine Bestandsaufnahme der Aufgabenbereiche ermöglicht und unverzichtbar geworden ist.

Allerdings kämpfen wir mit mangelnden Ressourcen und der Aussicht auf ein aufgrund dieser mangelnden Ressourcen immer eingeschränkteres Aufgabenprofil. Die Arbeit fühlt sich an wie die des Sisyphos, der immer und immer wieder einen schweren Felsbrocken einen Berg hinaufschiebt. Für Albert Camus, der den Sisyphos-Mythos fortschrieb, war Sisyphos allerdings ein glücklicher Mensch, der seine Aufgabe athletisch und mit Freude und Leidenschaft immer wieder aufs Neue angeht. Er ist glücklich, weil er sich die Sinnfrage nicht stellt. In einer Pfarrgemeinde und deren täglichen kleinen und großen Sisyphos-Arbeiten ist die Sinnfrage jedoch virulent und dies wohl gerade, weil sie nicht oder nur schwer zu beantworten ist. Wir wünschen uns Freude und Leidenschaft für unsere Arbeit,

die wieder mit dem Unvorhersehbaren rechnet und neugierig darin bleibt, einen Erfahrungsschatz an Positivem wie Negativem aufzubauen. Freude und Leidenschaft können wieder mehr Raum einnehmen, wenn Verzicht im Sinne von Abgrenzung (was muss/darf/soll ich nicht machen?) möglich ist durch ein klares Aufgabenprofil.

In einer großen Pfarrgemeinde wie der Innsbrucker Christuskirche sind die Aufgaben im Bereich des Gemeindemanagements überbordend. Ein Gemeindeprofil wurde entwickelt, das gezielte Schritte zur Gemeindeentwicklung ermöglichen sollte, um den Pfarrpersonen Freiraum zu schaffen, sich auf ihre Kernaufgaben zu konzentrieren. Zu den Kernaufgaben zählen (in beliebiger Reihenfolge und weiter ergänzbar): Gottesdienste, Schule, Kasualien, Diakonie, Seelsorge, Arbeit mit Kindern, Jugendlichen und Konfirmand*innen, Kirchenmusik, Lektor*innenbetreuung, Seniorenbüro, Presbyterium, Gemeindevertretung, der Betrieb der Pfarrkanzlei und die Arbeit in überregionalen Gremien. Von Woche zu Woche sind Ehren- und Hauptamtliche herausgefordert, mit diesen Kern-

aufgaben zu jonglieren und im Schnellwahlverfahren zu entscheiden, was gerade Priorität hat. Der Gemeinde war klar, wir müssen über kurz oder lang auf Aufgabenbereiche verzichten, bevor die Liste noch länger wird. Aber worauf? Und wo steht geschrieben, was die konkreten Aufgaben einer Pfarrgemeinde für Ehrenamtliche und Hauptamtliche sind? Um sich diesen Fragen aus dem Alltagstrubel heraus überhaupt einmal annähern zu können, haben wir als Pfarrgemeinde eine neue Stelle geschaffen.

I Die Stelle der Gemeindemanagerin

In der Christuskirche in Innsbruck wurde im Rahmen des AEL-Projekts die Stelle einer Gemeindemanagerin geschaffen. Glücklicherweise konnte diese Stelle mit einer Frau besetzt werden, die alles verkörpert, persönlich und von ihrer Profession her, was eine Pfarrgemeinde sich nur wünschen kann: Freude und Leidenschaft plus mutiges Zugehen auf die auftretenden Zufälligkeiten in Pfarrgemeinden. Eine Managerin par excellence, ein Gewinn auf der ganzen Linie. Im Folgenden stellt die Gemeindemanagerin ihre Arbeit vor.

Das Aufgabenprofil

Gemeindemanagement kann eigentlich für alles zuständig sein – jeder Aspekt der Gemeindegemeinschaft ist relevant und bei der Stelle der Gemeindemanagerin laufen die Fäden zusammen. Die Abgrenzung, was wirklich hier landen darf, und was delegiert wird/bei anderen bleiben kann, ist

jeden Tag eine Herausforderung. Im Laufe der ersten Monate kristallisierten sich große Arbeitsbereiche heraus, die sehr schnell in den Zuständigkeitsbereich der Gemeindemanagerin übergangen:

- Übergabe Pfarrstelle Innsbruck-West: Ansprechperson für die Standorte, die zuvor von einem amtsführenden Pfarrer betreut wurden, der mit September 2022 in Pension ging
- Liegenschaftsverwaltung (Mietangelegenheiten), Koordination von Wartungs- und Betreuungsangelegenheiten an allen Standorten (Heizung, Glocken und so weiter), Betriebskostenabrechnungen
- Organisatorisches rund um die Predigtpläne für sechs Predigtstandorte, für alle Lektor*innen und Pfarrer*innen, für die Musik, die Küsterdienste etc. Hier zeigte sich am deutlichsten der Gewinn einer zentralen Verwaltung durch die Vereinheitlichung und flächendeckende Koordination durch eine einzige Person. Im Jahr 2022 wurden insgesamt 202 Gottesdienste, für die alle Dienste eingeteilt werden mussten, im Gemeindegebiet gefeiert. Die damit verbundenen organisatorischen Tätigkeiten kosten enorm viel Kompetenz in Koordination, Kommunikation und Flexibilität. Diese zentrale Verwaltung der Gottesdienste ist in einer Exceltabelle („Gottesdienst-Master“) abgebildet, die gleichzeitig auch als Archiv fungiert und im Jahr 2022 insgesamt 1.850 Einträge aufwies.
- Dazu kommt noch die Organisation und Durchführung gemeinschaftsfor-

dernder / besonderer Veranstaltungen (Amtspflichtungen, Amtseinführungen, Mitarbeiter*innen-Empfang, Jubiläen, Gustav-Adolf-Fest und so weiter) im Gemeindegebiet, sowie die laufende Vorbereitung und Durchführung von Kultur- und Bildungsveranstaltungen im Offenen Evangelischen Zentrum (Konzerte, Vorträge u. s. w.).

- Hauptverantwortung für die Öffentlichkeitsarbeit: Website, Pressekontakte, Newsletter, Gemeindezeitung „Brücke“, Flyer / Poster-Gestaltung, Aussendungen, diverse grafische Tätigkeiten, Schaukästen an allen Standorten
- Teilnahme an Sitzungen: je nach Bedarf. Es ist schwer, abzugrenzen, wo die Teilnahme notwendig ist und wo nicht, da alles und nichts relevant erscheint. Der Verzicht auf Sitzungen bringt sofort zeitlichen Freiraum, der aber später vielleicht durch fehlende Informationen wieder an anderer Stelle nachgeholt werden muss. Welche Sitzungen notwendig und welche verzichtbar sind, ist laufend zu evaluieren.
- Personalführung und Akquise hauptamtlicher und ehrenamtlicher Mitarbeitenden: Dienstpläne und Stundenabrechnungen von Küsterin, Reinigungskraft, Hausmeister, Winterdienst und so weiter an allen Standorten, gegebenenfalls Stellenausschreibung und Personalsuche
- Betreuung und Einteilung aller haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeitenden, Sicherstellung des Informationsflusses
- Abrechnungen ehrenamtlicher- und hauptamtlicher Dienste: Fahrtkosten

Religionslehrer*innen, Lektor*innen, Organist*innen und so weiter

- Gemeindeorganisation: Organigramm, Berichtswesen, Jahresbericht, Zuständigkeiten und so weiter

Die Praxis

Insgesamt kann resümiert werden, dass vieles aus der Stellenausschreibung von der Gemeindevorstandin abgedeckt und übernommen werden konnte. Vieles ist ungeplant und ohne konkreten Auftrag beim Gemeindevorstand gelandet aufgrund der vakanten Pfarrstelle, die nach mehrfacher Bemühung leider 2022 nicht nachbesetzt werden konnte. Einige Arbeitsbereiche wanderten aufgrund von persönlicher Expertise zur Gemeindevorstandin (zum Beispiel das Layout der Gemeindezeitung).

Das höhere Ziel besteht allerdings darin, das Gemeindevorstandmanagement längerfristig auf eine höhere Ebene zu heben – mehr koordinativ als operativ, mehr delegierend als ausführend. Die dünne Personaldecke macht aber Delegationen geradezu unmöglich. Die Gefahr, dass auch die Gemeindevorstandin von alltäglicher Arbeit so vereinnahmt wird, dass sie nicht zum ruhigen, effizienten Nachdenken kommt, ist hoch. Der erste Schritt war, viel von den amtsführenden Pfarrpersonen abzunehmen und deren Entlastung von administrativen Aufgaben zu gewährleisten – das ist gut gelungen.

Einzigartig ist nun, dass damit der Ablauf für das gesamte Gemeindeleben gesichert, dokumentiert und zur Weitergabe bereit ist. Sollte sich die Perso-

naldecke noch mehr verdünnen und sich die wirtschaftliche Lage drastisch verschlechtern, ist die Stelle der Gemeindevorstandin gefährdet und damit alle oben angeführten Aufgabenbereiche. Dann wandern diese Aufgaben entweder wieder zu den amtsführenden Pfarrpersonen auf Kosten von seelsorglicher und gemeindlicher Arbeit und / oder zur Pfarrkanzlei, die ebenfalls nur mit knapp über zwanzig Stunden Arbeitszeit ausgestattet ist, oder die Stunden müssten ehrenamtlich abgedeckt werden.

Gemeindevorstandmanagement und Pfarrkanzlei sind zweierlei

Der Clou des Freiraums in einer Pfarrgemeinde besteht darin, dass sich die Kolleg*innen gegenseitig den Freiraum eröffnen müssen: Am Unterschied Gemeindevorstandmanagement – Pfarrkanzlei kann das deutlich gemacht werden: Die Gemeindevorstandin arbeitet mehr koordinativ als operativ, hat die Gesamtgemeinde inklusive aller Standorte im Blick, denkt über Zukunftsentwicklung nach und darf nicht durch alltäglichen Betrieb vereinnahmt werden. Die Gemeindevorstandin arbeitet auch operativ, aber innerhalb der Gemeinde und mit internen Angelegenheiten. Der Kollege in der Pfarrkanzlei hingegen ist Ansprechpartner Nr. 1 von 9–12 Uhr. Die Pfarrkanzlei repräsentiert das Pfarramt nach außen, jeden Tag zu einer fixen Zeit, und schafft somit Freiraum für die Arbeit der Gemeindevorstandin zur internen, nachhaltigen und effizienten Arbeit. Die Gemeindevorstandmanagement-Arbeit würde ohne die Kanz-

lei nicht funktionieren und die Kanzlei nicht ohne Gemeindevorstandin. Würde die Kanzlei auch noch die Gemeindevorstandmanagement-Aufgaben (siehe oben) erfüllen müssen, kämen gewisse Arbeitsbereiche zu kurz, je nachdem wie turbulent der Kanzleivormittag sich gestaltet. Was ohne Gemeindevorstandmanagement verloren ginge, ist die Sicherung und Dokumentation der Arbeitsschritte in einer Pfarrgemeinde. Hört eine Kanzleikraft auf oder geht ein*e amtsführende*r Pfarrer*in in Pension, sind solche Dokumentationen von unschätzbarem Wert, um den Neueinstieg von Hauptamtlichen zu erleichtern.

Die Kombination aus Gemeindevorstandmanagement und Pfarramt, zwischen flexibler und konstanter Arbeitsweise, macht ein nachhaltiges Arbeiten in einer Pfarrgemeinde möglich. Es braucht die verlässliche, zeitlich gebundene Anlaufstelle, das klassische Pfarramt, das zu fixen Zeiten vor Ort und ansprechbar ist einerseits. Und andererseits hilft es, zusätzlich eine zeitlich flexibel einteilbare und nach Bedarf einsetzbare Gemeindevorstandmanagementstelle zu schaffen, die Arbeitsvorgänge konstant im laufenden Betrieb sichert, dokumentiert und begleitet. Das kann nicht ein und dieselbe Person machen, weil das Arbeitspensum einfach zu hoch wäre und eine 60-Stunden-Woche bei weitem überschreitet.

Und damit sind wir bei der größten Schwierigkeit angelangt, nämlich sich auf das im Vertrag vereinbarte Stundenausmaß zu halten. Die Arbeit in einer Pfarrgemeinde droht immer auszuufern. Ein fixer Vertrags- und Arbeitszeitrahmen und eine klare Kommunikation, was

darüber hinaus nicht möglich ist, kann für eine effiziente Zusammenarbeit in der Pfarrgemeinde hilfreich sein. Es geht nicht um mehr Stunden, es geht nicht um eine höhere Bezahlung, sondern um eine Grundhaltung, dass Abgrenzung möglich und in Ordnung für alle Beteiligten ist. Es braucht einen klaren, begrenzten Stundenrahmen, an dem man sich orientieren kann. Überstunden garantieren keinen Mehrwert der geleisteten Arbeit, noch eine qualitative Verbesserung des gemeindlichen Angebots. Im Gegenteil können sogar die Basisangebote einer Pfarrgemeinde durch konstante Überbelastung Ehren- und Hauptamtlicher qualitativ schlechter werden.

II Fazit

Die Pfarrgemeinde Innsbruck-Christuskirche hat es in der ersten Phase ihres Projekts im Rahmen des Prozesses „Aus dem Evangelium leben“ geschafft, die Stelle einer Gemeindemanagerin zu installieren, sodass eine Bestandsaufnahme der Aufgabenbereiche einer Pfarrgemeinde möglich wurde. Diese Bestandsaufnahme ist notwendig, damit begonnen werden kann, über verzichtbare Arbeitsbereiche nachzudenken. Durch die Arbeit der Gemeindemanagerin ist eine Dokumentation und damit eine Sicherung vieler Arbeitsabläufe in der Pfarrgemeinde gelungen. Dadurch wurden Synergien entdeckt und effiziente zentrale Organisationsformen installiert. Die Gemeindemanagerin schafft es, das Gros ihrer Arbeiten innerhalb der vereinbarten Arbeitszeit zu meistern, bei akribischer Arbeitszeitaufzeichnung keine

Überstunden zu machen und qualitative Arbeit zur Zufriedenheit aller Beteiligten zu leisten. Die Gemeindemanagerin braucht selbst Freiraum, um ihre Arbeit qualitativ voll erledigen zu können, und gibt den Kolleg*innen Freiraum, um spontan, flexibel und situationsbezogen reagieren zu können.

Verzichten im Sinne von Abgrenzen ist extrem schwierig in einer Pfarrgemeinde. Der allgemeine Wunsch geht dahin, dass es in Ordnung ist, nein zu sagen und auf einzelne Aufgaben verzichten zu dürfen – zum Wohle der Qualität der übernommenen Verantwortungsbereiche. Die Verzichte sind nicht entscheidender als die Gewinne und die Erfolge dürfen gefeiert werden. Jede*r darf stolz sein, auf das, was er*sie schafft – ohne schlechtes Gewissen, zu wenig gemacht zu haben. Wie man an der Aufgabenliste des Gemeindemanagements sieht, wurde bereits viel geschafft.

Fixe Arbeitszeiten, klar umgrenzte Arbeitspakete und verlässliche Arbeitszeitvereinbarungen

- unterstützen die gute Zusammenarbeit,
- ermöglichen ein kollegiales Miteinander ohne Misstrauen,
- legitimieren den Arbeitsverzicht,
- entlasten vor überbordenden Selbstansprüchen
- und unerfüllbaren Ansprüchen von außen
- und öffnen Freiräume zum Nachdenken und Träumen.

Worauf können wir verzichten in unserer Pfarrgemeinde? Sicher nicht auf das Gemeindemanagement. —

Gotteshaus und touristische Attraktion

160 Jahre Christuskirche Hallstatt

Dankfried Kirsch

Am 15. Oktober 1863 wurde die Christuskirche in Hallstatt mit großer Beachtung der Öffentlichkeit in einem vierstündigen Gottesdienst mit über 1000 Teilnehmenden eingeweiht. 450 Sitzplätze bietet dieses vom damaligen Stararchitekten Ludwig Lange entworfene Gotteshaus für die Gemeinde. In der Stiftungsurkunde von 1863 liest man folgenden Satz: „So steht nun die neue Christuskirche als ein schönes und erhabenes Denkmal der Gnade des Allmächtigen und der liebevollen Teilnahme evangelischer Brüderliebe.“ Über dem Portal der Kirche sind die alten Worte in goldenen Lettern seit der Renovierung der Westfassade 2017 wieder gut lesbar: „Wie lieblich sind deine Wohnungen, Herr Zebaoth! Meine Seele verlangt und sehnet sich nach den Vorhöfen des Herrn. – Psalm 84,2-3“

In der touristischen Hochsaison strömen täglich Tausende Besucherinnen und Besucher am Portal der Christuskirche vorbei und manche machen sich sogar die Mühe, diese Worte zu lesen, egal ob man sie im Sinne der einstigen Stifter unserer Kirche versteht oder nicht. Touristische Hochsaison ist in-

zwischen mit kleinen Unterschieden das ganze Jahr über. Obwohl es sich um eine evangelische Kirche handelt, werden jährlich dreißigtausend Lichter neben dem Altar entzündet. Nicht weit entfernt davon steht ein kleiner Tisch mit einem Gästebuch. Drei dicke Bücher pro Jahr werden mit Anliegen, Wünschen und Dankesworten gefüllt, nachzulesen in sehr vielen Sprachen der Welt.

Als Pfarrer der kleinen Gemeinde Hallstatt/Obertraun werde ich immer wieder gefragt, wie wir denn da unseren Glauben leben können. Wer am Sonntagmorgen einen Gottesdienst sucht, findet zwar immer bei uns eine offene Kirche vor, aber nicht unbedingt einen Gottesdienst zur gewohnten Zeit. Und wenn doch ein Gottesdienst stattfindet, dann geschieht das hinter dem verschlossenen Hauptportal, um nicht laufend von neugierigen Touristinnen und Touristen gestört zu werden. Am Portal hängt ein

1 Zitiert nach: Goetze, Ernst Günther: *Chronik der evangelischen Pfarrgemeinde A. B. Hallstatt/Obertraun. Hallstatt 1985.*

Schild mit den Worten „*Gottesdienst – Bitte Seitentür verwenden!*“ Wer dann den Weg vom Seiteneingang unterhalb des Kirchturms in die Kirche nimmt, findet eine kleine Schar von Gläubigen vor, die bequem Platz in einem größeren Wohnzimmer hätte. Manchmal ernte ich Mitleid von auswärtigen Besuchern und Besucherinnen als Pfarrer solch einen „schweren Stand“ zu haben. Darauf antwortete ich gerne etwas hinterlistig, dass der Gottesdienstbesuch bei uns heute wohl besser sei als in vielen anderen Kirchen, wenn man ihn am Prozentsatz der Gemeindemitglieder misst. Denn die Gemeinde hat nur 449 Mitglieder und feiert sogar an zwei Orten Gottesdienste – im Bethaus Obertraun und in Hallstatt, wo nur 175 Evangelische wohnen. Damit wird die große Spannung deutlich vom Versprechen eines monumentalen Gotteshauses für Besucher aus aller Welt und der Realität einer sehr kleinen Gemeinde, die oft unter dem Massenansturm des Tourismus seufzt.

I Wie kamen die Hallstätter zu ihrer Christuskirche?

Wer Hallstatt besucht, wird gern darauf aufmerksam gemacht, dass dieser Ort durch seinen ununterbrochenen Salzabbau seit 7000 Jahren den ältesten noch aktiven Betrieb der Welt beherbergt – die Saline. Schon in der Antike war Hallstatt ein, wenn nicht „das“ Zentrum der damaligen Welt, wie oft gern in Hallstatt gesagt wird. Viele Jahrhunderte kamen Handwerker aus ganz Europa, um das Handwerk des Bergbaus in Hallstatt zu

studieren. So waren es um 1520 Bergknappen aus der Wittenberger Umgebung, die Luthers Lehre im Salinenort Hallstatt bekannt machten. Der Hallstätter Prediger Hans Has, der 1525 nach Windischgrätz (Slovenj Gradec/Slowenien) kam und reformatorisches, sowie täuferisches Gedankengut dorthin mitbrachte, wurde 1527 in Graz hingerichtet. Die Reformation hatte im Salinenort sehr früh an Boden gewonnen und evangelischer Glaube überlebte die Zeit des Geheimprotestantismus. Nach dem Toleranzpatent 1781 gelang es zum Leidwesen manch stolzer Hallstätter Salzfertiger nicht sofort, eine eigene evangelische Gemeinde zu gründen. Aber ein Bethaus mit 350 Plätzen konnte am Ufer des Hallstätter Sees 1785 errichtet werden.

Unter dem ersten, umtriebigen Pfarrer der Gemeinde (Konrad Ludwig von Sattler, seit 1837) wurde 1859 der stolze Kirchenbau mit seinem 53 Meter hohen Turm begonnen, weil das Bethaus längst zu klein geworden war. Spenden aus der eigenen Gemeinde, vom Gustav-Adolf-Verein und einflussreiche Wohltäterinnen und Wohltäter wie Pauline von Hohenzollern-Hechingen und ihr Sohn Konstantin von Hohenzollern-Hechingen sowie Therese von Thurn und Taxis machten den Beginn des Baus möglich, obwohl die gesetzliche Grundlage zur Errichtung einer evangelischen Kirche mit Turm noch fehlte und erst 1861 mit dem Protestantentatent verwirklicht wurde. Mit ihren 450 Sitzplätzen bot die Christuskirche nun genügend Platz für die Bedürfnisse der Evangelischen in Hallstatt. Der Ort zählte in der ersten Hälfte des

20. Jahrhunderts an die 2000 Einwohnerinnen und Einwohner. Heute sind es noch ungefähr 700. Nachdem es für die Obertrauner Gemeindeglieder von der anderen Seite des Sees oft schwierig und im Winter gefährlich war zur Kirche zu kommen, entstand 1906 ein eigenes evangelisches Bethaus in Obertraun. Lange Zeit waren die Gottesdienste dort besser besucht als in Hallstatt. Heute lebt die Mehrheit der evangelischen Gemeinde in Obertraun. In Hallstatt fehlen vor allem die jungen Familien.

II Wie lebt und feiert die Gemeinde ihren Glauben mit dieser Kirche?

Spätestens seit Beginn des 21. Jahrhunderts lebt Hallstatt nicht mehr vom Salzabbau, sondern vom Tourismus. Die Saline ist zum Schaubetrieb geworden und beschäftigt nur noch wenige aktive Salzarbeiter und Salzarbeiterinnen. Seitdem die Region um Hallstatt 1997 zum UNESCO-Weltkulturerbe erhoben wurde, hat sich die Situation für den Ort und die evangelische Gemeinde radikal gewandelt. Gasthäuser und Geschäfte stellten sich vornehmlich auf den zahlenden Gast von weit her ein, um möglichst am Tourismusboom zu partizipieren. Auch die Gemeinde öffnete ihre Kirche ganztägig. Schnell erkannte man, dass viele Besucherinnen und Besucher kaum oder gar keine Ahnung vom christlichen Glauben haben. Man kam dem Wunsch der Gäste nach, Kerzen zum Anzünden zur Verfügung zu stellen. Ehrenamtliche Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen machten sich Gedanken, wie man durch klei-

ne Schriften oder verständliche Schautafeln etwas vom evangelischen Glauben und der christlichen Geschichte vor Ort weitergeben könnte. Die Offenheit der Evangelischen kommt gut an und wird dankend angenommen. Nicht nur die Eintragungen im Gästebuch in der Kirche bestätigen das, sondern auch die oft großzügige Spendenbereitschaft der Besucherinnen und Besucher. Andere nutzen die Kirche als Ort der Stille, wo man eine Kerze entzündet oder sich einfach hinsetzt, auch mal ein Nickerchen macht oder sich einfach vom vielen Gehen und Schauen erholt.

Aber auch am Sonntag suchen immer wieder Urlauber und Urlauberinnen einen Gottesdienst, um christliche Gemeinschaft in der Fremde zu erfahren. Meistens verstehen sie kein Deutsch. Entweder kommen sie aus dem angelsächsischen Sprachraum und sind mit der lutherischen Tradition oft gut vertraut oder sie kommen aus Korea, China, Japan und Indien. Geschätzte achtzig Millionen Chinesen und Chinesinnen sind christlich. Von ihnen wird dankend die Einladung angenommen, auch am Abendmahl teilnehmen zu dürfen. Besonders im Sommer führte das schon häufig zur Situation, dass die Mehrheit der Besucherinnen und Besucher die Predigt nicht verstehen konnte. Eine Zeit lang habe ich zusätzlich Gottesdienste in englischer Sprache angeboten. Aber nicht immer waren dann die Adressaten und Adressatinnen da, für die man sich vorbereitet hatte. Am besten hat sich erwiesen, spontan als Pfarrer auf die Anwesenden zu reagieren und zu-

sätzlich Lesung und Evangelium und ein paar Sätze zur Predigt in Englisch vorzubereiten. Die Gäste erfahren dadurch Wertschätzung und die eigene Gemeinde erlebt ihren gewohnten Gottesdienst in der eigenen Sprache.

All das bringt die Offenheit und Weite der aktiven Gottesdienstteilnehmenden in der Gemeinde gegenüber Fremden zum Ausdruck. Auch das ehrliche Bemühen, die Gäste ernst zu nehmen und willkommen zu heißen, wird man in Hallstatt spüren. Nicht selten wird der Wunsch nach einem Segen auf der Reise besonders von jungen Paaren geäußert. So kommen sogar christliche Brautpaare speziell aus China in die Christuskirche, die um den Segen bitten, da eine christliche Hochzeit in China bei atheistischen Verwandten öfter zu Problemen führt.

Wie aber kommt die eigene Gemeinde mit dieser von der Situation geforderten und doch unfreiwilligen Weltoffenheit zurecht? Die aktiven Evangelischen haben begriffen, dass die Christuskirche ein offener Ort der Begegnung geworden ist, der nicht nur eine Last, sondern auch eine Bereicherung des Gemeindelebens darstellt. Aber deshalb braucht die Gemeinde ebenso den geschützten Raum, wo sie unter sich sein darf. Von Palmsonntag bis Allerheiligen werden Gottesdienste zwar in der Christuskirche gefeiert, allerdings wird nach dem Läuten das Hauptportal zugeschlossen, damit nicht zufällig Touristinnen und Touristen herumspazieren und mit ihrem Fotoshooting den Gottesdienst stören. Im Winterhalbjahr finden die Gottesdienste im sogenannten „Betsaal“

des Pfarrhauses statt. Das hat zunächst seinen Grund darin, dass die Kirche keine Heizung hat. Aber der Raum der Begegnung tut den Teilnehmenden gut, steht aber selbstverständlich auch den Gästen zur Verfügung. Entsprechende Hinweise in den Wintermonaten sind beim Eingang der Kirche zu finden.

Unverzichtbar ist die Christuskirche auch im Winter für die Festgottesdienste besonders an Heiligabend und Silvester und für Begräbnisse. Auch werden kirchliche Feste und Feiertage wie Palmsonntag, Erntedankfest und Silvester ökumenisch jeweils in einer der Kirchen gefeiert. Dazu kommen vier Mal jährlich die ökumenischen Schulgottesdienste der Volksschule und der Holzfachschule (HTBLA) des Ortes, sowie ein ökumenischer Segnungsgottesdienst für Ehepaare, die ein Hochzeitsjubiläum feiern. Zu diesen Gottesdiensten ist die Kirche regelmäßig stattlich gefüllt.

Außerdem finden in der Christuskirche besonders im Sommer circa fünf bis sieben wunderbare Chor- und Ensemblekonzerte statt, zu denen Gäste und Einheimische die Kirche gemeinsam füllen. Für viele Gastchöre und Ensembles aus den USA und von anderswo ist es eine besondere Ehre, in Hallstatt spielen zu dürfen. Durch die vermittelnde Agentur, die auch die Konzerte im Wiener Stephansdom organisiert, wird vor der Fixierung des Termins kommuniziert, dass ein Konzert in der Hallstätter Christuskirche nur auf Spendenbasis möglich ist und die Spenden zum Erhalt der Christuskirche zur Verfügung gestellt werden mögen. Meistens ist die Freude

sowohl bei den Ausführenden als auch bei den Besucherinnen und Besuchern groß, hier etwas Gutes tun zu können.

III Wie können die Hallstätter ihre Kirche erhalten?

Aus dem Beschriebenen ist deutlich geworden, dass Spenden für den Erhalt der Kirche eine wichtige Rolle spielen. Aber die Spenden würden nicht ausreichen, um die wesentlichen Herausforderungen zum Erhalt des Bauwerkes der Kirche zu schaffen. Seit 2016 wurde die Außenfassade aus großen Natursteinen in vier Bauabschnitten erneuert. Der letzte und fünfte Abschnitt auf der Südseite ist noch ausständig. Die Arbeiten konnte nur eine Spezialfirma mit Genehmigung des Denkmalamtes durchführen, da sich im Mauerwerk schon große Ausbrüche und Löcher durch die rauen Witterungsbedingungen des Salzkammergutes gebildet hatten. Fast jedes Jahr wurde ein Gerüst nötig – verknüpft mit einer annähernd sechsstelligen Bausumme (in Euro gerechnet). Wie schafft die kleine Gemeinde das?

Die entscheidende Ressource ist der Wille zum Erhalt des Gebäudes in der Gemeinde, aber auch im Ort selbst. Alle in Hallstatt wissen, dass die Christuskirche am Seeufer inmitten des Marktes Hallstatt nicht wegzudenken ist. Davon profitiert die österreichische Tourismuswerbung, die weltweit mit der Skyline von Hallstatt eines ihrer wichtigsten Aushängeschilder nutzt. Von dort allerdings ist noch nie ein direkter Euro nach Hallstatt geflossen. Der Wille zum Erhalt der Kirche drückt sich

vor allem darin aus, dass die Mitglieder des Presbyteriums und der Gemeindevertretung die Arbeitsjacken anziehen und jährlich hunderte von ehrenamtlichen Stunden für Arbeiten an der Christuskirche leisten. Dazu zählen neben Bauseinsätzen vor allem die ehrenamtliche tägliche Pflege des Kircheninneren (Beleuchten, Putzen, ausgebrannte Kerzen austauschen, Spendenboxen mehrmals täglich entleeren zum Schutz vor Diebstahl und so weiter). So ist das Kirchengebäude nicht nur eine Last, sondern auch eine Beschäftigung geworden, die in angenehmer Gemeinschaft durchaus Freude und Erfüllung geben kann, wenn maßvoll, wertschätzend und dankbar miteinander umgegangen wird.

Für die größeren Bauvorhaben werden Firmen beauftragt, die bezahlt werden müssen. Nachdem die Gemeinde keine Rücklagen oder gesonderte Einnahmen außer Spenden und Erlöse aus dem Kerzenverkauf hat, half bisher zuverlässig die Marktgemeinde Hallstatt und der Gustav-Adolf-Verein, beziehungsweise das Gustav-Adolf-Werk aus Deutschland, aber auch das österreichische Denkmalamt. Die Förderungen vom Land Oberösterreich sind ebenso ein wichtiger Bestandteil des Budgets. Allerdings ist das ein langwieriger und manchmal nervenaufreibender Prozess, bis nach Jahren Geld ausbezahlt wird. Als sinnvoll hat sich erwiesen, nicht zu große Brocken auf einmal verdauen zu müssen, sondern abschnittsweise Bauvorhaben durchzuführen, um hohe Zinsraten zu vermeiden.

IV Wie sieht die Zukunft aus?

Auch in der Pfarrgemeinde Hallstatt / Obertraun gehen die Mitgliederzahlen zurück wie woanders in der Evangelischen Kirche. An Austritte, Entfremdung von der Kirche und Wegzüge jüngerer Menschen hat sich die Gemeinde gewöhnt. Ob der Zusammenhalt der Menschen in der nächsten Generation noch gegeben ist, wird sich weisen. Auf jeden Fall aber braucht die Gemeinde ein Gotteshaus wie die Christuskirche aus Platzgründen schon lange nicht mehr. Wenn die Anzahl der Sitzplätze für den Sonntagsgottesdienst das maßgebliche Kriterium wäre, sollte man sich schleunigst von diesem Gebäude trennen. Aber darum geht es in Hallstatt nicht.

Die Christuskirche ist auch nicht allein eine gut besuchte touristische Attraktion, die man gesehen haben soll. Wer sich an einem beliebigen Wochentag in der Kirche aufhält, kommt schnell mit den Menschen ins Gespräch über Fragen des Lebens und des Glaubens. Die Christuskirche bietet eine wunderbare Gelegenheit zur interkulturellen Begegnung auf Augenhöhe. Musliminnen und Muslime betreten ohne Scheu die Kirche und lesen das Vater Unser, das wir in den wichtigsten Sprachen der Welt auslegen zum Mitnehmen. Sie beten im Kirchengarten über den See Richtung Mekka ihr Mittgasgebet. Während der Geruch vom

benachbarten Kebabstand herüberweht, kochen chinesische Besucherinnen und Besucher auf tragbaren Kochern ihren Reis im Garten der Kirche. Zum Glück hat sich die Marktgemeinde Hallstatt vor etlichen Jahren bereit erklärt, den Garten zu pflegen, wenn die Pfarrgemeinde ihn für alle Menschen öffnet.

Das Altarbild in der Kirche zeigt den auferstandenen Christus auf dem Weg nach Emmaus, wie er mit den beiden Jüngern spricht. Der eine Jünger könnte für die Gemeinde vor Ort stehen. Der andere Jünger symbolisiert die Menschen von nah und fern, die nach Hallstatt kommen. Christus in der Mitte verbindet beide. Sie kommen unterwegs ins Gespräch. Kein Ort als die Christuskirche bietet sich besser an, über kulturelle und religiöse Grenzen hinweg ins Gespräch zu kommen. Die Christuskirche in Hallstatt ist im Laufe ihres Bestehens seit 160 Jahren vom lokalen Gottesdienstort zum steinernen und lebendigen Zeugnis evangelischen Glaubens für Menschen aus aller Welt geworden. Mögen sich in Zukunft Menschen finden, die diese Hoffnung weitertragen und sich dieser Kirche annehmen. Selbstverständlich ist das aber nicht. Es bleibt eine Frage des Vertrauens zu Christus und der Treue zur evangelischen Tradition. Vor allem aber ist Mut gefragt, solch eine Kirche zu erhalten. —

Schafft die Predigt ab

Hanna Jacobs

Im Herbst 2018 erschien in der „Christ & Welt“ ein Plädoyer für eine ehrliche Neubewertung der Bedeutung der Predigt.¹ Sie hat ihre beste Zeit hinter sich, postulierte ich damals. Doch will in der protestantischen Welt kaum jemand einsehen, wie aus der Zeit gefallen, oftmals überflüssig, die Predigt heute ist.

Es wird um der Predigt willen gepredigt. Doch meist gibt sie Antworten auf Fragen, die heute kaum noch jemand stellt. Diejenigen, die predigen, müssen Woche für Woche aufs Geratewohl Fragen und Sorgen der Gottesdienstgemeinde identifizieren und sich überlegen, wie der für den jeweiligen Sonntag feststehende Predigttext darauf wohl sinnvoll antworten könnte. Manchmal gelingt das besser, oft schlechter.

Auf die Idee, echte Menschen echte Fragen stellen zu lassen und gemeinsam nach Antworten zu suchen, darauf kommen die wenigsten. In Gottesdiensten kommt die Gemeinde nur durch Lieder und Gebete zu Wort, die die Tradition ihnen in den Mund legt. Was sie umtreibt und beschäftigt hat dort keinen Ort. Die Hauptredezeit gebührt der Pfarrerin oder dem Pfarrer. Und so verwehrt man Christinnen und Christen die Mündigkeit, die ihnen doch gerade nach evangelischem

Verständnis zusteht: alle Getauften sind Priester*innen.

In unserer Gesellschaft, die durch die ständige Verfügbarkeit von Medien und Informationen geprägt ist, muss religiöse Kommunikation anders aussehen als früher. Die Kultur, in der das Christentum entstand, war eine mündliche. Die Gleichnisse und Reden Jesu wurden über Jahrzehnte weitererzählt, bis sie verschriftlicht wurden. Vom Leben, Sterben und Auferstehen Jesu erfuhren die ersten Christinnen und Christen durch die Predigt. Anders als heute hörten Menschen in Predigten also etwas für sie völlig Neues. Was in der Predigt gesagt wurde, war von existenzieller, lebensverändernder Bedeutung.

Eine durch und durch christliche Gesellschaft zu erneuern war wiederum das Ziel der Predigtbewegungen des Mittelalters. Auf einige Reformbewegungen folgte die Reformation und rückte die Predigt in der Landessprache ins Zentrum des Gottesdienstes. Damals, als viele

¹ Jacobs, Hanna: Schafft die Predigt ab! In: Christ & Welt. Die ZEIT 44 (28.10.2018), zeit.de/2018/44/religioese-reden-predigt-abschaffung-sermon-kanzel (abgerufen 9.5.2023).

nicht lesen und schreiben konnten, war die Predigt am Sonntag das mit Abstand Interessanteste und Elaborierteste, was eine Magd oder ein Knecht in der ganzen Woche zu hören bekam. Heute braucht niemand mehr die Predigt, um unterhalten oder informiert zu werden. Wer etwas wissen will, googelt es.

Doch auf die großen Fragen, weiß auch Alexa keine Antwort. Wer bin ich? Wozu leben wir? Wie finde ich meinen Weg? Was ist der Tod und gibt es ein Danach?

Dem Selbstanspruch der Predigt nach müsste sie das Angebot sein, das auf diese Fragen antwortet. Gottes Wort hineinsprechen in unser menschliches Leben. Christus verkündigen, der Weg, Wahrheit und Leben ist. Warum nur sind Gottesdienste oft so schlecht besucht, wenn dort auf die großen Lebensfragen geantwortet wird, die viele doch so umtreiben?

Die Predigt entfaltet nicht mehr die Wirkung wie in vergangenen Jahrhunderten. Ihr Form passt nicht mehr in unsere Gegenwart. Deutlich wird das aktuell, wenn man auf die Corona-Pandemie schaut. Kaum wurden Kirchen geschlossen und alle Veranstaltungen abgesagt, wimmelte es plötzlich vor Predigten. Sie hingen zum Mitnehmen an Wäscheleinen vor der Kirche, wurden zuhauf bei YouTube hochgeladen. Längere oder kürzere Predigten wurden verschickt, veröffentlicht oder auf Anrufbeantworter aufgenommen – bei Anruf Predigt. Der Impuls ist verständlich, wenn man nicht weiß, was zu tun ist, erst einmal zu tun, was man immer tut, nämlich: reden.

Doch ich kann nicht behaupten, dass das Gros dieser Predigten auch nur annähernd versucht hätte mit den Fragen umzugehen, die uns in den ersten Monaten der Pandemie bewegt haben. Stattdessen wurde getröstet und versichert, Du bist nicht allein. Gott ist bei Dir. Hab' keine Angst. Zuspruch, der irgendwann schal wurde.

Drei Jahre später, nach dem Ende der Pandemie, wissen wir, dass sich die Gesellschaft von den Kirchen offenbar anderes gewünscht hätte, als YouTube-Predigten, nämlich Menschen auf Intensivstationen nicht allein sterben zu lassen, mehr Seelsorge – also Gespräch.

Das ist dann auch das, was in der digitalen Kirche geblieben ist: diskursive Formate. Bei „Brot und Liebe“ treffen sich Menschen via Zoom zu einem Gottesdienst, wo Menschen mit ihren Geschichten zu Wort kommen. Über Instagram verbinden sich Glaubende und Suchende miteinander, tauschen sich aus. Die Pandemie hat viele erfahren lassen, dass ihre Einsamkeit nicht durch eine Predigt, und sei sie auch noch so klug, geheilt werden kann, sondern durch das Erleben von Verbundenheit.

Kirche kann Menschen einen Ort bieten, wo das erlebt werden kann. Sie hat die Räumlichkeiten, um Menschen willkommen zu heißen und neben- und hauptberuflich Mitarbeitende, die den Raum schaffen können, in dem andere sich gesehen und wertvoll fühlen können. Kirche kennt Jahrtausende alte Rituale, die die Gemeinschaft derer stärken, die daran teilnehmen. Miteinander Brot und Wein teilen. Feste im

Kirchenjahr feiern. Sünden vergeben. Taufe feiern. Gemeinsam Singen. Tote beerdigen.

In unserer Tradition steckt so viel mehr an Bewegung und Gespräch als die Predigt bietet. Meditation gibt es nicht nur im Buddhismus, gemeinsame Festessen nicht nur im Judentum und Gebete mit Bewegung nicht nur im Islam. Der Blick hinüber zu unserer katholischen und orthodoxen Geschwistern erinnert daran, dass auch das Christentum in der Lage ist, Gott nicht nur mit dem Kopf, sondern mit dem ganzen Körper zu loben. Es wird höchste Zeit, dass wir als Protestant*innen die verschiedenen Dimensionen des Menschseins würdigen und ansprechen, statt uns in die Sicherheit unserer eigenen Gedanken zurückzuziehen. Einer ausformulierten, von der Kanzel gehaltenen Predigt

widerspricht selten jemand. Aber sie führt auch kaum zu Jubel, Gesang oder Umarmung. Haben Prediger vergangener Zeiten auf der Kanzel noch viel riskiert mit ihrem Plädoyer für Frieden oder ihrem Bekenntnis gegen den Faschismus, so ist die Kanzel heute in Mitteleuropa ein sicherer und bequemer Ort.

Vielen Predigten ist abzuspüren, dass sie in erster Linie das Symptom einer Verlegenheit sind. Es ist die Kirche, die angesichts eines unaufhaltsamen kulturellen Wandels verlegen ist. Deswegen predigt sie erst einmal weiter, komme, was wolle, und kämen noch so wenige, um zuzuhören. Doch die Zeit der Predigt ist vorbei – und was danach kommt, wird man nur entdecken können, wenn man einen Großteil der Predigten streicht und mit dem Suchen und Fragen beginnt.

Unverzichtbar – aber nicht unwandelbar!

Ein Plädoyer für die Zukunft der Predigt

Nele Chiara Neidiger

Die Predigt wurde in den letzten Jahren stark angefragt, angesägt und gecanecelt, und das ist auch gut so, da diese Reibung sie als Gattung weiterbringen wird. Denn die Predigt – so meine ich – ist noch immer unverzichtbar und zukunftsrelevant. In der 2018 mit dem Text von Hanna Jacobs' eingeläuteten Debatte wurde die Abschaffung der Predigt gefordert und in St. Gallen ein Diskurs über deren *quo vadis*² angestoßen. Dabei tauchen immer wieder ähnliche Argumente auf. So wird die Unzeitgemäßheit der Predigt (zum Beispiel monologische Struktur und autoritärer Kanzelhabitus) kritisiert, ihre fehlende Relevanz für die heutige Zeit im Kontrast zur Reformation dargestellt und die Predigt folglich als

Ursache und Symptom der kirchlichen Krise der Gegenwart ausgewiesen.³ Hinzu kommt, dass die Predigt von Haus aus stark normativ geprägt ist.⁴ Auch theologisch steht die Predigt auf großen Stelzen. Seit der Reformation bildet sie ein evangelisches Kernelement – einen *identity marker*. Das ist viel – selbst für eine bis zu fünfzehnminütige Rede. Die Anfragen und Kritikpunkte an die Predigt ernstnehmend möchte ich im Folgenden eine andere Perspektive offerieren. Dabei werde ich fünf Kerncharakteristiken der Predigt mit Thesen für ihre Zukunft verbinden.

Zu Beginn muss gesagt werden, dass die Rede von „der“ Predigt eigentlich irreführend ist. Eine „klassische Form“ der Predigt gibt es überhaupt nicht, denn die Predigt als Gattung ist *wandlungsfähig*, was keinesfalls mit Beliebigkeit verwechselt werden darf. Mit Wandlungsfähigkeit ist aber nicht nur ihre formale und inhaltliche Pluralität im Rahmen des Gottesdienstes gemeint, sondern auch die mediale Entwicklung der Predigt. Predigten können nicht nur in Büchern abgedruckt und im Internet hochgeladen werden. Die Gattung ent-

wickelt sich ferner in der Interaktion mit unterschiedlichen Medien weiter. Beispiele dafür sind das „Wort zum Sonntag“ im Fernsehen, Radioandachten und jüngst auch homiletischer Content in Sozialen Medien.⁵ Die Wertschätzung für diese Wandlungsfähigkeit und gleichzeitig deren kritische Evaluation ist der Schlüssel für eine zukunfts-gewandte Homiletik.

Daran anschließend hat sich die Predigt innerhalb ihrer Entwicklungsgeschichte als eine höchst *anschlussfähige* Gattung erwiesen. Betrachtet man nur die Entwicklungen der letzten 100 Jahre, so zeigt sich paradigmatisch für die gesamte Praktische Theologie innerhalb der homiletischen Entwürfe eine stete Interaktion mit ihrer wissenschaftlichen Umwelt. Beispiele dafür gibt es zur Genüge: die Kommunikations- und Medienwissenschaften, die Rhetorik⁶ oder wie in jüngster Zeit postkolonial-feministische Perspektiven⁷. Vom Diskurs um das Wesentliche, das Veränderbare und die produktiven Leerstellen der Predigt lebt die Homiletik.

Als Rede bietet die Predigt unerschöpfliche *ästhetische* und rhetorische Möglichkeiten.⁸ In der Predigt kann große Theologie in wirkungsvolle Worte gegossen werden. Das ist große Kunst und gleichzeitig enorme Verantwortung⁹, denn Sprache vermittelt und schafft Wirklichkeit. Die Homiletik der Zukunft ist sich dieser Verantwortung bewusst, öffnet die Kanzel für diverse Perspektiven¹⁰ und bleibt dabei ihrer Freude an der ästhetischen Dimension treu.

Eine gute Predigt will aber nicht nur gefallen, sondern im besten Fall die unterschiedlichen Beteiligten ebenso *irritieren*. Wo die Predigt nicht als wöchentlich notwendiges Übel gesehen wird, kann sie Woche für Woche – oder *post* für *post* in Sozialen Medien – eine Momentaufnahme der Verstörung darstellen. Predigende entwickeln sich und ihre Theologie weiter, die Welt dreht sich schneller als eine Predigt verändert werden kann und die Hörenden tun es ebenso. Eine verfasste Rede oder ein anderes Predigtprodukt darf sich von all diesem immer wieder beeinflussen lassen. Auf diese Weise kann stets ein neuer Text entstehen, dem solche Irritationen eingeschrieben sind.

Die Predigt ist ferner unverzichtbar, weil sie mit Albrecht Grözinger¹¹ gesprochen einen *Raum* eröffnen kann.¹² Es ist

¹ Vgl. Jacobs, Hanna: *Schafft die Predigt ab!* In: *Christ & Welt*. Die ZEIT 44 (28.10.2018), zeit.de/2018/44/religiose-reden-predigt-abschaffung-sermon-kanzeln (aufgerufen 9.5.2023).

² Vgl. Habenicht, Uwe: *Weg mit der Kanzel! Warum eine St. Galler-Pfarrerin zur Motorsäge greift*. In: *Zeitzeichen* (10.1.2022), zeitzeichen.net/node/9490 (abgerufen 9.5.2023).

³ Vgl. ebd.; Jacobs (2018).

⁴ Grözinger, Albrecht: *Homiletik*. Lehrbuch Praktische Theologie 2. Gütersloh: 2008, 9f.

⁵ Vgl. auch a. a. O., 277f.; sowie für eine erste Perspektive zur digitalen Predigt vgl. Müller, Sabrina: *Predigen im Kontext digitaler Dynamiken*. In: *EpdD* 37 (2022), 10–18.

⁶ Vgl. dazu z.B. Grözinger (2008), 80–87; 177–203.

⁷ Vgl. z.B. Kim-Cragg, HyeRan: *Postcolonial Preaching. Creating a Ripple Effect*. Lanham / Boulder / New York / London 2021.

⁸ Vgl. dazu z.B. Grözinger (2008), 221–242.

⁹ Vgl. Jacobs (2018).

¹⁰ Vgl. #Theoversity: *Global Perspectives: PD Dr. Sabrina Müller Postkolonial-feministische Perspektive auf die Homiletik* (2.2.2022), youtube.com/watch?v=PoH5kZMZUgU (abgerufen 9.5.2023).

¹¹ Vgl. auch Grözinger, Albrecht: *Toleranz und Leidenschaft. Über das Predigen in einer pluralistischen Gesellschaft*. Gütersloh 2004.

¹² Vgl. für diesen Absatz Grözinger (2008), 99.160. 170.203.273.309.

ein „fragile[r]“¹³ „Schwellenraum[...]“¹⁴, dessen Existenzberechtigung nicht *a priori* gegeben ist, sondern sich immer wieder gegenwärtig bewähren muss. Hörende können durch die Predigt in diesen „Raum der Wahrnehmung“¹⁵ eintreten, um ihren Gedanken nachzuhängen, Sinn zu entdecken und eigene Impulse zu entwickeln und umzusetzen. Es ist

ein „Sprachraum“¹⁶, der transformatives Potenzial entwickeln kann. Eine Predigt kann dann als gelungen gelten, wenn Hörende den Eingang zu diesem Raum finden. Die Predigt der Zukunft versucht deshalb, weite Räume zu öffnen – ganz besonders auch im Digitalen. Denn hier bündeln sich wahrscheinlich die Potenziale der Predigt der Zukunft. –

Ohne alte Sprachen keine zeitgemäße Theologie

Philipp A. Pilhofer

Wer sich kirchlich oder staatlich (zumindest in Deutschland ist das möglich) in christlicher Theologie diplomieren lassen will, muss ein umfangreiches Studium auf sich nehmen, das auch mehrere – um es böswillig zu formulieren: schon längst verstorbene – Sprachen umfasst. Diese Mehrsprachigkeit erlaubt allerdings wie nebenbei das Eintauchen in Geistes- und Lebenswelten von gut 3000 Jahren menschlicher Kulturgeschichte. Eine solcherart fundierte Ausbildung ist keine elitäre Realitätsverweigerung. Es handelt sich um die grundlegende Anforderung, ohne die man dem vielseitigen Beruf nicht gerecht werden kann: Über den Kern der Aufgabe christlicher Theologie, nämlich die profunde Auslegung biblischer Überlieferung in die aktuelle Zeit hinein, lässt sich ohne seriöse altsprachliche Kenntnisse nicht reden.

An vielen Hochschulen wird als Ersatz für eine eigene Übersetzung verlangt, einen Vergleich deutschsprachiger Übersetzungen durchzuführen. Dieser fördert zwar ohne Frage Bedenkenswertes zu Tage, dabei kann aber auch leicht jegliche Verbindung zu den biblischen

Aussagen aus dem Blick geraten. Auf diese Weise verliert der biblische Kanon letzten Endes seine ideologiekritische Funktion: Selbst in dunkelsten Tagen der Kirche konnte man sich auf biblische Texte berufen, die der herrschenden Ideologie widersprachen. Wenn dereinst auch die hauptamtlich mit der Theologie Befassten nicht mehr sagen können, was die biblischen Worte bedeuten, sind jeder Form von Fundamentalismus Tür und Tor geöffnet. Denn auch wenn „der Autor“ bei Roland Barthes schon vor über 50 Jahren gestorben und damit irrelevant geworden ist und wenn sich in poststrukturalistischen Theorien vieles auflöst, das einmal als sicher galt: Wenn die Texte mangels Sprachkenntnissen überhaupt nicht mehr verstanden werden, kann man einfach alles behaupten, was man will. Daher: Ohne alte Sprachen keine neue, keine zeitgemäße Theologie.

Es gilt allerdings auch: Aus guten Theolog*innen werden nicht zwingend mitreißende Verkündiger*innen. Die Erkenntnis, dass es aus homiletischer Perspektive nicht in jedem Gemeindegottesdienst geschickt ist, mit originalsprachlichen Kirchenväterziten um

13 A. a. O., 160.

14 A. a. O., 309.

15 A. a. O., 99.

16 A. a. O., 309.

sich zu werfen, ist sehr viel älter als das Fach Praktische Theologie selbst: Schon (lateinischsprachige!) Lehrbücher vor 400 Jahren wussten das.¹ Von Region zu Region, von Gemeinde zu Gemeinde kann sehr unterschiedlich sein, was es braucht, um als eine „gute Pfarrerin“ oder „ein guter Pfarrer“ zu gelten. Nicht überall kommt es dabei zentral auf originelle theologische Entwürfe an. Zudem sind in heutigen Pfarrämtern viele Aufgaben zu erledigen, bei denen selbst der größten altsprachlichen Enthusiastin weder die aramäischen Abschnitte im Danielbuch weiterhelfen noch Papyri-schnipsel zu einer in einem entlegenen Tal versprengten Wüstenmutter; das lehrt schon der überschlägige Blick in die pastoraltheologische Literatur seit den 1970er-Jahren.

Obwohl vielerorts Pfarrer und Pfarrfrauen regelmäßig an Schulen unterrichten, ist noch nicht einmal die pädagogisch-didaktische Ausbildung annähernd mit der zu vergleichen, die alle anderen schulischen Lehrkräfte absolvieren müssen. Die Pfarrperson soll aber nebenher noch Managerin sein, Psychologin, Controllerin, Bauaufsicht – *to name a few* (und am besten sollte allen auch deutlich sein, wer alles Zugriff auf die Notizen aus den Seelsorgegesprächen hat, die mit kapitalmarktorientierten Softwarelösungen verarbeitet werden).

Vielleicht sollte man sich eingestehen, dass ein Theologiestudium keine eierlegende Wollmilchsau ist und daher gar nicht auf all diese Aufgaben auf professionellem Niveau vorbereiten kann. So könnte die Gefahr gebannt werden, dass das Studium überfrachtet wird und sich nicht genügend Freiwillige finden, die diese Ausbildung auf sich nehmen möchten. Ein Blick in die Geschichte zeigt möglicherweise Alternativen auf. Denn keineswegs ist es so, wie man immer wieder liest: Dass nämlich in der Reformationszeit jeder Pfarrer ein voll ausgebildeter und daher die alten Sprachen beherrschender Theologe war. Im Gegenteil: Noch um 1600 hatten die meisten Pfarrer nicht Theologie studiert, je nach Region hatten viele auch überhaupt nie eine Universität von innen gesehen. Wie umfassend die Ausbildung war, spielte damals dann allerdings bei der Besetzung vieler Stellen eine zentrale Rolle (zumindest praktisch, denn solche Anforderung sind selten vorab schriftlich festgehalten worden).

Zurück zu alten Zeiten? So einfach ist es nicht: Ein Studium darf heute schon verlangt werden. Und hinsichtlich des Theologiestudiums soll dies natürlich nicht heißen, dass keine Studienreformen mehr nötig wären, weil alte Studienpläne ohnehin schon zeigen, was zu tun ist. Weil sich die Zeiten ändern, wird auch weiter ein vielseitiges Studium nötig sein. Nur sollte nicht aus dem Blick geraten, was der Kern ist.

Möglicherweise ist es aber an der Zeit, über eine Differenzierung des Pfarrberufs (und damit auch der Ausbildung)

nachzudenken und von dem Gedanken abzukommen, dass jeder Winkel des Landes mit (in Deutschland gilt: verbeamteten) Theologie-Absolvent*innen abgedeckt werden muss. Die Frage ist, in welcher Form sich das theologisch verantworten lässt: Wo das Priestertum aller Getauften betont wird, ist ja schon die Ordination eine Zumutung. Eine gestufte Ordination gilt weithin als undenkbar. In denjenigen deutschen Landeskirchen, in denen bereits jetzt regelmäßig Nicht-Theolog*innen ordiniert werden, finden solche differen-

zierenden Prozesse faktisch aber schon länger statt. Formal wird zwar an der Gleichheit der Ordination festgehalten, praktisch bleiben gewisse Ämter den ordinierten Nicht-Theolog*innen aber auch in diesen Kirchen (EKD-weit ohnehin) verschlossen.

Statt das Theologiestudium seines Kerns, nämlich der am Text verantworteten Theologie, zu berauben, sollte also besser über mögliche Wege einer Differenzierung des Pfarrberufs nachgedacht werden. Denn: Ohne alte Sprachen keine neue, keine zeitgemäße Theologie. —

¹ Siehe etwa Johann Gerhard: *Methodus Studii Theologici*, Jena 1622 (VD17 14:669556K), 208. Die Seiten 204 bis 236 sind den im Studium nötigen Predigtübungen gewidmet.

Ist das Theologie oder kann das weg?

Impulse für ein zeitgemäßes Theologiestudium

Jonas Simmerlein

Das evangelische Theologiestudium ist ein Verzichtstudium. Damit ist nicht gemeint, dass man gut und gerne auch darauf verzichten könnte. Auch nicht, dass es Verzicht und Entbehrung lehrt. Nun, das auch. Verzichtet wird im Theologiestudium vielmehr auf wesentliche Kompetenzen, die von denjenigen stillschweigend erwartet werden, die es absolvieren. Das liegt nicht an seiner Kürze, denn mit oft mehr als sechzehn Semestern ist es ein Schwergewicht in Sachen Studiendauer. Das Unzeitgemäße ist seine Schwerpunktsetzung.

Worauf wir bereits verzichten

Am prominentesten ist der Verzicht auf Praxis. Der bleibt zwar nicht gänzlich aus und ist nicht der alleinige Zweck eines universitären Studiums, doch bei diesem Investment an Lebenszeit und Mitteln dürfte man erwarten, nicht vornehmlich in alten Sprachen und der Historie des 16. Jahrhunderts unterwiesen zu werden. Sprachfähigkeit wird ohnehin nur einseitig vermittelt. Wer nicht zu den wenigen gehört, auf die dieses Studium zugeschnitten scheint – Exeget*innen

und Kirchengeschichtler*innen – findet sich im Klassenzimmer oder auf der Kanzel oft sprachlos. Lauscht man einer landläufigen Predigt, wird man mit einer Sprache konfrontiert, die eher auf den Katheder oder zwischen die Deckel eines Buches passt als den poetisch-kreativen Formen des Redens zu entsprechen, die wir von der Kunstform Predigt erwarten dürften. Inhaltlich geht es dann parallel zu den Studienschwerpunkten gerne um Luther, das antike Israel oder die Urgemeinde. Dagegen was hier und jetzt die Menschen bewegt, mit welchen Mitteln wir unsere Gegenwart ausleuchten können, bleibt oft im Dunkeln. So entsteht der Eindruck, Prediger*innen bewegten sich sicherer im Wittenberg von 1523 als im Wien von 2023.

Diese Methodenarmut, was die Gegenwartsanalyse angeht, trifft nicht nur diejenigen, die in der Praxis zuhause sind, sondern auch Forscher*innen, die es mit der Gegenwart zu tun haben: die Praktische Theologin, den Ethiker oder die Dogmatikerin. Denn wer die Wissenschaftsfähigkeit theologischer Absolvent*innen beschwört, vergisst, dass, was für die historisch-exegetischen

Fächer wahr sein mag, nicht für die Fächer, die sich in der Nachbarschaft der Philosophie, Psychologie und Soziologie aufhalten, gelten muss. Versuchen Theolog*innen in Zeitschriften dieser Disziplinen zu veröffentlichen, erhalten sie ihre Einreichung postwendend mit der Frage zurück, ob sie nicht auch qualitativ arbeiten, warum sie nicht phänomenologisch argumentieren oder wenigstens auf Grundlage der *Grounded Theory* forschen. All das müssen sie sich nach dem Studium aufwendig selbst erarbeiten.

Gleiches gilt für die Praxis: Gottesdienste halten, Seelsorgegespräche führen, Lehrplankenntnisse und so weiter werden auf den zweiten Ausbildungsabschnitt verschoben. Dabei stellt sich die Frage, ob acht Jahre Theorie, gefolgt von zweieinhalb Jahren Intensivkur Praxis wirklich kompetenzfördernd sind und die Kirche sowie die Theologie zukunftsfähiger machen. An mehr Praxis hätte auch die akademische Theologie, die sich gerne gegen solche Anfragen immunisiert, ihren Gewinn. Viel zu spät – wenn überhaupt – geht einem auf, dass das, was wir im Studium treiben, vielleicht in den existentiellen Erfahrungen der Seelsorge am Sterbebett eine Rolle spielen könnte. Das lässt sich aber nicht beschwören, sondern muss erlebt werden. Auf viele Wozu-brauche-ich-das-Fragen gibt die Praxis eine Antwort. Allerdings stellen sich diese Fragen im Studium und erwarten ihre Antwort zeitnah und nicht acht Jahre später. Aber nicht nur auf augenfällige Kompetenzen des Pfarrberufs verzichtet das Studium. Auch auf diejenigen, die man erst ver-

misst, wenn man in der Praxis gelandet ist: Eine Gemeinde zu leiten bedarf betriebswirtschaftlicher Kompetenz, kirchenrechtlichen Wissens und besonders Führungskompetenz. Etwas, was man lernen könnte, was in der Regel aber erst die Praxis auf die unsanfte Tour lehrt.

Aber wenigstens Religionsexpert*innen bringt das Studium hervor, richtig? Eigentlich nicht wirklich. Wer versucht, einen ökumenischen Gottesdienst auf die Beine zu stellen, mit der jüdischen Gemeinde ein gemeinsames Friedensgebet zu entwickeln, merkt schnell, wie exklusiv-protestantisch doch vieles im Studium ist. Das hat in Österreich historisch gute Gründe. In einem Jahrhundert aber, in dem Religionsgemeinschaften in Mitteleuropa in die Bedeutungslosigkeit zu rutschen drohen, wäre der Schulterchluss der kalten Schulter vorzuziehen.

Worauf wir verzichten könnten

Wie wiegt man solche Defizite auf? Ein längeres Studium kann es nicht sein. Geboten wäre, Verwandtes zu bündeln: Die beiden Teile der Schrift gemeinschaftlicher zu verhandeln in Bibelkunde und Exegese; Kirchengeschichte mehr als Dogmengeschichte zu betreiben; es der Dogmatik zu erlauben, sich nicht ebenfalls noch in einer zweiten Kirchengeschichte abmühen zu müssen, sondern die Gegenwart in den Blick nehmen zu können. Vor allem wäre es an der Zeit, vom Primat der Fachtheologie Abstand zu nehmen. Exklusive Vorrechte in Sakramentenausgabe gegenüber anderen kirchlichen Berufsgruppen werden

gerne als Privileg für das langwierige Theologiestudium verkauft. Dabei sind Kolleg*innen über alles froh, was sie nicht auch noch selbst machen müssen. Man könnte zudem Maß nehmen an einer amerikanischen Trennung vom „Master of Theology“ und „Master of Divinity“ – verschiedene Studiengänge, die ihren Schwerpunkt mehr auf die wissenschaftliche Theorie oder mehr auf die Praxis legen. Beide qualifizieren für Pfarramt und wissenschaftliche Karriere,

doch erlaubte diese Trennung schon im Studium ein höheres Maß an Gabenorientierung.

Vor allem aber gäben solche Entwicklungen Anreiz, auf einen Allgemeinplatz zu verzichten, der immer wieder in Universität und Kirche tönt: „Aber das haben wir doch schon immer so gemacht?!“ Wo wir auf diese Haltung zu verzichten lernen, geht uns alles Weitere gleich leichter von der Hand.¹

Genug ist genug – Predigt für den Buß- und Betttag

Christuskirche Kassel und Friedenskirche Altenbauna

Roland Kupski

Mt 6,24-34

Niemand kann zwei Herren dienen: Entweder er wird den einen hassen und den andern lieben, oder er wird an dem einen hängen und den andern verachten. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon. Darum sage ich euch: Sorgt nicht um euer Leben, was ihr essen und trinken werdet; auch nicht um euren Leib, was ihr anziehen werdet. Ist nicht das Leben mehr als die Nahrung und der Leib mehr als die Kleidung? Seht die Vögel unter dem Himmel an: sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen; und euer himmlischer Vater ernährt sie doch. Seid ihr denn nicht viel mehr als sie? Wer ist unter euch, der seines Lebens Länge eine Spanne zusetzen könnte, wie sehr er sich auch darum sorgt? Und warum sorgt ihr euch um die Kleidung? Schaut die Lilien auf dem Feld an, wie sie wachsen: sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht. Ich sage euch, dass auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht gekleidet gewesen ist wie eine von ihnen. Wenn nun Gott das Gras auf dem Feld so kleidet, das doch heute steht und morgen in den Ofen geworfen wird: sollte er das nicht viel mehr für euch tun, ihr Kleingläubigen? Darum sollt ihr nicht sorgen und sagen: Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden? Nach dem allen trachtet die Heiden. Denn euer himmlischer Vater weiß, dass ihr all dessen bedürft. Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das alles zufallen. Darum sorgt nicht für morgen, denn der morgige Tag wird für das Seine sorgen. Es ist genug, dass jeder Tag seine eigene Plage hat.

Liebe Gemeinde, Schwestern und Brüder im Herrn!

Diese Worte Jesus klingen seit je manchem sicher zynisch in den Ohren – jenen nämlich, die nicht ihr Auskommen

haben und die von Krankheit, Knappheit und Unheil geplagt werden. Und für manche sind diese Worte einfach lächerlich, weltfern und weltfremd: Wie soll es gehen ohne Vorsorge, wie soll es

¹ Maßgeblichen Beitrag zu den hier entfalteten Überlegungen leistete Pfarrer Christopher Türke.

gehen ohne weitreichende strategische Planung unseres Handelns? Und wie soll das gehen: einfach aufhören, sich zu sorgen? Das kann keine Handlungsgrundlage sein.

Zynisch und lächerlich: So klingen diese Worte. Sie rufen, wie es scheint, auf zu einer leichtfertigen und kindischen Lebensweise, die davon ausgeht, dass Pappas es schon richten wird, wenn's eng wird.

Man kann diese Worte allerdings auch hören als einen Aufruf zu Bescheidenheit und Demut, als einen Aufruf, sich zurückzunehmen, langsamer zu leben, bewusster zu leben und eben nicht der Macht des Geldes zu verfallen.

Und das hören wir im Moment dauernd. In den Schulen, in den Zeitungen, selbst in den politischen Kommentaren im Fernsehen kann man es hören: „Wir sind dem Mammon, dem Geld und der Gier verfallen, wir müssen sparen, weniger verschwenden, bescheidener sein!“ Auf einmal reden alle wie Jesus.

Das aber kann man bald auch nicht mehr hören: es hat etwas Heuchlerisches und Verlogenes.

Hier möchte man inzwischen ganz besonders laut rufen: „Genug ist genug! Wir wissen das! Wer einigermaßen bei Verstand ist, weiß das doch alles!“ Diese selbsternannten Moralprediger sind kaum noch zu ertragen. Sie machen die Krise nur noch schlimmer, weil uns dieses Moralgepredige vor die Unausweichlichkeit stellt, die das alles offensichtlich hat: Was soll ich, der Einzelne, denn tun? Man lässt mich ja nicht – und man lässt mich mit meinem schlechten Gewissen allein.

Worauf also laufen diese Worte Jesus von „Nicht-Sorgen“ hinaus? Für Jesus liegt unser Problem viel tiefer. Es ist nicht einfach eine Frage der Moral. Es ist eine Frage des Glaubens, um die es hier geht. Es ist die Frage nach der Ewigkeit.

Denn der Mammon hat uns viel tiefer am Wickel, als es auf den ersten Blick erscheint. Er schneidet uns von unserer Wurzel ab und verstellt uns den Blick auf das wahre Leben.

Jesus kann deswegen so gelassen von der Sorge reden, weil er vor einem andern Zeithorizont steht. Er hat die Ewigkeit im Blick. Er schaut über den Tellerrand unseres irdischen Lebens hinaus und sieht eine Weite, sieht ein Land der Güte, der Vergebung und des unermesslichen Reichtums, in dem es keine Gier geben muss, weil keiner Angst hat, zu kurz zu kommen. Nicht nur, weil es genug gibt, sondern weil wir Frieden im Herzen haben werden und also unser Genügen.

Jesus sieht Gott, und von Gott her sieht er auf die Erde. Es ist der Blick des Glaubens, den Jesus uns bringt. Und da ist die Erde auf einmal nicht mehr ein Ort für Verlorene und Verdammte, die im Schweiß ihres Angesichtes mühsam, aber letztendlich vergeblich sich um ihr täglich Brot bemühen und sehen müssen, wie sie klarkommen. Da ist die Erde auf einmal nicht mehr ein Ort des Todes, des Schreckens und der Vergänglichkeit. Von Gott her ist die Erde der Ort, der zu mehr und Schönerem bestimmt ist. Die Erde ist der Ort, der verwandelt werden soll in einen Raum des guten, des ewigen Lebens.

Das ist es, was Jesus sieht, weil er glaubt. Der Glaube sieht über die Erde hinaus, und sieht so die Erde im neuen Licht. Denn der Glaube ist eine festes Vertrauen in die Güte Gottes, gegen allen irdischen Augenschein. Und daher gewinnt er die Kraft, der Sorge die Gelassenheit entgegenzusetzen und der Hysterie die Besonnenheit. Denn darum geht es: um Gelassenheit und Besonnenheit. Nicht als moralische Forderung, sondern als menschliche Haltung gegenüber dem Leben.

Das wirklich Teuflische und Höllische am Mammon ist, dass er uns einredet, wir seien von Gott verlassen, wir seien allein und hätten im Grund keine Zukunft. Der Mammon redet uns ein, wir müssten unser Leben selber halten und gestalten, wir wären unseres Glückes Schmied, und Liebe und Erlösung, Freiheit und Glück wären nur eine Frage von Erfolg, Status, und Besitz. Der Mammon lässt uns vergessen, dass das Leben etwas ganz anderes ist: ein Geschenk, das auf Ewigkeit angelegt ist, durch die Sterblichkeit hindurch. Der Mammon verdunkelt unseren Horizont. Und das macht uns hysterisch, hektisch und besinnungslos, bis wir erschöpft zusammenbrechen: müde, resigniert und ohne Phantasie für das Leben. Der Mammon ist gottlos, denn er ist nur ein Spiegel unseres gottlosen Inneren. Das ist die bittere, viel tiefere Wahrheit der Worte Jesu. Darum stoßen sie sofort auf Widerstand.

Und sie wirkten deswegen damals so zynisch und lächerlich wie heute. Sie haben damals wie heute die Menschen ihrer Gottlosigkeit, also ihres mangeln-

den Vertrauens, überführt: Tagelöhner und Reiche, Kluge und Törichte, Juden und Heidinnen. Sie haben alle das Gefühl, nicht genug zu kriegen, sie haben alle das Gefühl, zu kurz zu kommen. Wir leben alle fern von der Quelle des wahren Reichtums und der wahren inneren Friedens. In Wahrheit rührt dieses Wort an einen tiefen Schmerz und einen tiefen Kummer. So wollen uns die Worte Jesu zur Umkehr führen, zur wirklichen Buße: Das ist die Hinwendung zur Liebe und zum Leben. Ja, es mag ein wenig verrückt klingen, aber die wirkliche Buße kommt aus einer tiefen Gier, die Gier nach dem Leben aus der Fülle, und das gibt es nur bei Gott. Wer aus Angst von Strafe umkehrt, wechselt nur von einem Stress zum nächsten, von einer Hysterie zu anderen. Jesus aber will uns, wie Luther es einmal sagt, locken.

So haben diese Worte der Bergpredigt mit vordergründiger Moralpredigt nichts zu tun – hier geht es nicht ums Handeln, hier geht es ums Hören. Sind wir bereit zu hören, dass wir bedingungslos geliebt werden? Sind wir bereit zu hören, dass unser Leben in Gottes Hand liegt? Sind wir bereit zu hören, dass das Einzige, was wir tun können, ist – uns lieben zu lassen, selbst dann, wenn der Mammon uns zu einem tiefen Selbsthass geführt hat?

Darum zeigt uns Jesus die Vögel und die Blumen: Sie zeigen uns das Leben, das wir nicht gemacht haben und das wir nicht halten können. Der Mammon aber ist die Todesmacht, die uns einredet, wie müssten alles tun, um leben zu dürfen.

So einfach ist es Grunde. In diesem Lichte erscheint es als zutiefst zynisch

und lächerlich, sich nicht für Gott zu entscheiden.

Genug ist Genug: Für den Glauben hat dieser Satz daher ein doppeltes Gesicht. Er meint nicht einfach nur: Es reicht! Ab morgen machen wir alles besser! Das zu sagen ist wichtig, und das geschieht ja gerade auf der ganzen Welt, nicht nur in christlichen Ländern. Denn „Genug ist genug!“ ist noch kein Satz des Glaubens, das ist ein Satz der schieren Vernunft. Zum Glaubenssatz aber wird er, wenn er auch eine Alternative anbieten kann: die Gnade Gottes!

Es war der Hysteriker und Hektiker, der unermüdliche Schaffer und Macher Paulus, der sich sagen lassen musste: „Lass dir an meiner Gnade genügen, meine Kraft ist in den Schwachen mächtig!“ (2 Kor 12,9)

Und dieses Schwache: Das sind nicht einfach nur die Vögel und die Pflanzen. Dieses Schwache: Das ist auch das Wort Gottes, das schwach ist vor der Welt, weil es entweder wie Zynismus klingt oder lächerlich erscheint. Das Schwache vor der Welt ist der Rabbi aus Nazareth, der so weltfremd davon redet, dass wir uns nicht sorgen sollen und dafür am Kreuz endet. Das Schwache vor der Welt ist auch eine Kirche, die immer wieder an ihren eigenen Ansprüchen scheitert: Weil sie zu hoch greift und zu viel will.

Das Schwache vor der Welt, das sind wir, die wir im Privaten den Müll sauberlich trennen und öffentlich wahn-sinnige Verschwender sind und von diesem Zwiespalt schier zerrissen werden. Das Schwache vor der Welt, das ist

der Mensch an der Schwelle des Todes, der sich ängstet und für keinen Trost zugänglich ist. Das Schwache vor der Welt, das sind wir. Dahin will uns Jesus führen mit seinen Worten: An die Schwelle der Zerbrechlichkeit, an der Gott wohnt. Wer von dieser Schwelle zurückkehrt, dem wird sich der Horizont der Ewigkeit öffnen und dem wird sich die Hysterie des Lebenmüssens verwandeln in die Gelassenheit des Lebenwollens und Lebendürfens. Wer von dieser Schwelle zurückkehrt, dem wird sich Kälte eines scheinbar gottlosen Universums verwandeln in die Wärme einer gottdurchfluteten Schöpfung, in der Tod und Mammon das letzte Worte eben nicht haben, sondern Jesus, der scheinbar Schwache. Er überwand den Tod: durch Glauben.

Und was tut der Glaube? Etwas, was vor der Welt als besonders schwach, ja schwächlich gilt, von dem uns aber gesagt ist, dass es das Stärkste ist, was wir tun können angesichts der Zerbrechlichkeit: Beten. Beten kann man nie genug. Darum stehen in der Bergpredigt die Worte des Vaterunsers unmittelbar vor den Worten von der Sorge, und darum heißt der Tag: „Buß- und Bettag“, und nicht etwa „Moral- und Programmtag“.

Denn betend üben wir Gelassenheit und Besonnenheit, betend stellen wir uns vor den Horizont der Ewigkeit. Die Lilien und die Vögel brauchen nicht zu beten, sie wissen nichts von Tod und Sünde, kennen darum keine Gier und keine Einsamkeit. Das ist der Unterschied. Der ist nicht lächerlich und auch nicht zynisch.

Beten macht uns zu Menschen. Davon können wir gar nicht genug haben und tun. Das ist unser erster, vornehmster und wichtigster Dienst an der Welt: Das Gebet ist das Heilmittel gegen Hysterie und Resignation, gegen Zynismus und Lächerlichkeit. Beten ist zutiefst das, was uns als Kirche aufgetragen ist, als erste Antwort auf das Wort der Liebe, das Gott zu uns spricht. Umkehr, Buße, meint genau das: unser Gesicht umkehren zu Gott. Das haben wir der Welt zu bieten. Denn der Mammon kann, wie alle Dämonen und bösen Geister, nur ausgetrieben werden durch Fasten und Beten: Wer

betet, tut nichts und doch alles. Und so ist der Ruf zur Umkehr, zur Buße, zuallererst ein Ruf zum Gebet: „Alle Eure Sorge werft auf ihn, denn er sorgt für Euch.“ Wir müssen es uns nur gefallen lassen wie die Vögel unter dem Himmel und die Lilien auf dem Felde. Das ist doch ganz leicht und für den Anfang mehr als genug. Amen.

Diese Predigt stand im Kontext der Öffentlichkeitskampagne der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck zum Buß- und Bettag 2011: „Genug ist genug“.

Biogramme



Foto: privat

Pfr. Dr. Clarissa Breu, ev. Theologin und Literaturwissenschaftlerin. Als Wiss. Mitarbeiterin arbeitet sie an der Univ. Göttingen an ihrem Habilitationsprojekt.



Foto: privat

Pfr. Dr. Eva Harasta ist die Theologische Referentin von Bischof Chalupka und leitet die Redaktion von „Amt und Gemeinde“ (*auge*).



Foto: Jörg Uckeremann

Pfr. Mag. Anne-Sofie Neumann hat in Wien Theologie studiert und ist seit 2019 Diözesanjugendpfarrerin für Niederösterreich.



Foto: Martina Schomaker

Pfr. Mag. Katharina Payk ist Hochschulpfarrerin für Wien und Österreich. Sie ist Mitglied der Gleichstellungskommission der Evang. Kirche.



Foto: privat

Pastorin Dipl. theol. Hanna Jacobs leitet den Kirchlichen Dienst der Diakonie Himmelsthür (Hildesheim) und schrieb für Die ZEIT/Christ & Welt.



Foto: privat

Pfr. Mag. Dankfried Kirsch ist seit 2014 Pfarrer der Evangelischen Pfarrgemeinde A. B. Hallstatt/Obertraun und aktiv in der ARGE „Kirche im Tourismus“.



Foto: privat

Dr. Philipp A. Pilhofer ist Pfarrer der Ev.-Luth. Kirche in Bayern mit Predigtauftrag in Berlin und Wiss. Mitarbeiter an der Theol. Fakultät der Univ. Rostock.



Foto: privat

Mag. Jonas Simmerlein ist evangelischer Theologe und Philosoph. Wissenschaftlicher Assistent am Institut für Praktische Theologie und Religionspsychologie in Wien.



Foto: privat

Pfr. Roland Kupski begleitet d. Stabstelle Digitalisierung d. Ev. Kirche v. Kurhessen-Waldeck; zuvor Gemeindepfarrer, Leiter Stabstelle Öffentlichkeitsarbeit, Referent im Bischofsbüro.



Foto: privat

Pfr. Dr. Johannes M. Modeß ist Pfarrer an der Lutherischen Stadtkirche in Wien und Teamleiter im Albert Schweitzer Haus – Forum der Zivilgesellschaft.



Foto: Franz Josef Rupprecht

Pfr. Mag. Ulrike Swoboda ist als Pfarrerin der Ev. PG A. u. H. B. Innsbruck-Christuskirche für die ev. Krankenhaus- u. Gefängnisseelsorge in Innsbruck u. Umland zuständig.



Foto: privat

Pfr. Dr. Patrick Todjeras ist Projektmanager des Prozesses „Aus dem Evangelium leben“ und Rektor des WEG (Werk für Evangelisation und Gemeindeaufbau).



Foto: privat

Mag. Nele Chiara Neidiger, MA, ist Wiss. Mitarbeiterin am Lst. für Prakt. Theol./Pastoraltheol., Univ. Göttingen, und forscht zu Predigtphänomenen im digitalen Raum.



Foto: privat

Katharina Nemec, BA, ist selbstständige Eventmanagerin und seit Mai 2022 Gemeindeführerin in Teilzeit der Ev. Pfarrgemeinde A. und H. B. Innsbruck-Christuskirche.



Evangelische Kirche A.B.
in Österreich

Österreichische Post AG
PZ 22Zo42650 P
Severin-Schreiber-Gasse 1-3, 1180 Wien
Retouren an Postfach 555, 1008 Wien

